Paed.
o.
140e

Der
Wohnort.

Ein
Lehr- und Lesebuch
für die
erste Klasse
der
Elementarschüler
auf dem
Lande und in kleinern Städten.

Nach
Dr. Grasers Grundsätzen
bearbeitet
von

Raimund Jakob Wurst,
ehemal. Professor und Seminardirektor in St. Gallen, jetzt Lehrer zu Ellwangen in Württemberg.

Eine gekrönte Preisschrift.

Zweite, mit der ersten wörtlich gleichlautende, Auflage.
Zweiter Abdruck.

Mit Königlich Würtembergischem Privilegium.

Reutlingen,
Druck und Verlag von Johann Conrad Mäcken, jun.
1839.

Die in neuer Auflage erschienene, durchaus *umgearbeitete* Schrift: „**Die zwei ersten Schuljahre** ꝛc." gibt über Bestimmung, Plan und Gebrauch des vorliegenden Schulbuches vollständigen Aufschluß, und enthält auch eine ausführliche Anleitung zum Gebrauche des Schulbuchs: „**Das elterliche Haus**, 1te und 2te *Abtheilung*," welches kürzlich in *umgearbeiteter* Auflage erschienen ist.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

Inhaltsverzeichniss.

I. Abschnitt. Das Gemeindeleben. Seite
Einleitung 1
Geschichte der Entstehung des Gemeindelebens mit seinen Bedürfnissen und Verbindlichkeiten.
Erste Erzählung. Verbindung mehrerer Familien zu einer größern Familie oder Gemeinde 3
Zweite Erzählung. Unglücksfälle in der neuen Gemeinde 6
Dritte Erzählung. Nothwendigkeit der gegenseitigen Hülfeleistung bei Unglücksfällen . 8
Vierte Erzählung. Nothwendigkeit eines Vorstandes. Gemeinderath 10
Fünfte Erzählung. Nothwendigkeit der Anstalten für Sicherheit 14
Sechste Erzählung. Nothwendigkeit der Abgaben oder Gemeinde-Umlagen . . . 15
Siebente Erzählung. Nothwendigkeit der Gesetze und Strafen 17
Achte Erzählung. Gemeinde-Bedürfnisse. Wege, Brücken, Stege. Gemeindefrohnen . 18
Neunte Erzählung. Feldwache. Flurer. Gemeindediener 21
Zehnte Erzählung. Rathhaus und Schulhaus 24
II. Abschnitt. Die Lehre von dem Menschen.
Erstes Hauptstück. Die fünf Sinne.
1) Straffälligkeit im Falle des Nichtgebrauchs der Sinne 28
2) Belehrung über die Sinneswerkzeuge . . 34
3) Entschuldigung wegen Mangel und Gebrechen der Sinneswerkzeuge 37
4) Verwahrung, Uebung und Stärkung der Sinneswerkzeuge 42
Zweites Hauptstück. Die Seele.
Erstes Gespräch. Der Mensch kann bei seinen Sinneswahrnehmungen Etwas denken; er kann aber auch ohne Sinneswahrnehmung Etwas denken 47

Zweites Gespräch. Der Mensch kann Wahres vom Falschen, Gutes vom Bösen ꝛc. unterscheiden Seite 51
Drittes Gespräch. Den Menschen belebt eine Seele; die Menschenseele ist ein Geist . . 54
Viertes Gespräch. Der Mensch hat Vernunft und freien Willen 57
Erzählung von guten Handlungen . . 62
Fünftes Gespräch. Das Gute wird zwar in diesem Leben nicht immer belohnt, und das Böse nicht immer bestraft; aber es gibt einen Gott ꝛc. 67
III. Abschnitt. Belehrungen über das Verhältniß des Menschen zu Gott.
Erstes Hauptstück. Eigenschaften Gottes.
1) Gott ist der Schöpfer der Welt . . . 69
2) Gott ist der Erhalter und Herr der Welt 72
3) Gott ist ein Geist 75
4) Gott ist der Vater aller Menschen . . 75
5) Gott ist der höchste und gerechteste Richter 77
Zweites Hauptstück. Pflichten gegen Gott.
1) Ehrfurcht und kindliche Liebe gegen Gott 78
2) Vertrauen auf Gott 79
3) Stete Erinnerung an Gott 80
4) Dankbarkeit gegen Gott 80
5) Gehorsam gegen Gott. Furcht Gottes . 81
Drittes Hauptstück. Das Gewissen.
Erste Erzählung. Das böse Gewissen . 82
Gespräch. Es ist Etwas im Menschen, das ihm Angst und Unruhe macht, wenn er Böses thut 84
Zweite Erzählung. Die Versuchung . . 85
Gespräch. Es ist Etwas im Menschen, das ihn vor dem Bösen warnt . . . 85
Dritte Erzählung. Ein recht vergnügter Abend 86
Gespräch. Es ist Etwas im Menschen, das ihn froh und vergnügt macht, wenn er Gutes gethan hat 88
Vierte Erzählung. Die Ueberwindung . 89
Gespräch. Es ist Etwas im Menschen, das ihn zum Guten antreibt 90

Gespräch. Dem Menschen ist göttliche Seite
Offenbarung nothwendig 92

Viertes Hauptstück. Aus der Geschichte der göttlichen Offenbarung.
1) Erschaffung der Welt 95
2) Kain und Abel 96
3) Die Sündfluth 97
4) Das auserwählte Volk 98
5) Die Propheten 100
6) Die Erwartung des Erlösers 101
7) Ankunft des Erlösers 102
8) Die Weisen aus Morgenland 105
9) Der Knabe Jesus, das schönste Beispiel für Kinder 106
10) Johannes, der Vorläufer des Erlösers . 108
11) Jesus, der göttliche Lehrer der Menschen 109
12) Jesus, der göttliche Erlöser der sündigen Menschen 113
13) Jesus, der Stifter eines göttlichen Reiches auf Erden 116

IV. Abschnitt. Der Wohnort und seine Umgebung.
1) Das Dorf, als der Wohnplatz der Gemeinde 120
2) Die vier Himmelsgegenden 122
3) Lage der Gebäude 124
4) Straßen, Gassen, Wege, Brunnen . . . 125
Erzählungen.
5) Die Markung des Wohnortes 130

V. Abschnitt. Naturgeschichte.
Schönheiten und Freuden in der Natur . . 132
Erster Spazirgang. Der Garten . . 137
1) Die Obstbäume 137
2) Die Sträucher 140
3) Die Kräuter und Küchengewächse . . . 141
4) Die Blumen 142
Zweiter Spazirgang. Die Aecker . . 143
Dritter Spazirgang. Wiesen. Berg und Thal 146

Vierter Spazirgang. Die Heide. Der Wald . . . . Seite 149
Fünfter Spazirgang. Feld und Wald am Morgen 153
Morgenlied.
Sechster Spazirgang. Die Insekten . 159
Erzählung. Der Hirtenknabe David 164
Lied. Die schöne Gottes Erde . . . 165
VI. Abschnitt. Naturlehre.
Erstes Gespräch. Wärme. Sonne. Sonnenlauf 166
Lieder über die vier Jahreszeiten . . 170
Zweites Gespräch. Zeiteintheilung. Kalender 174
Drittes Gespräch. Wässerige Lufterscheinungen 179
Viertes Gespräch. Das Gewitter . . . 184
Lied beim Gewitter.
Fünftes Gespräch. Verhaltungsregeln beim Gewitter 190
VII. Abschnitt. Die Ortsbewohner.
1) Aeltere und jüngere Personen 194
Pflichten gegen das Alter 195
2) Gebrechliche und presthafte Personen . . 197
Pflichten gegen Gebrechliche 198
3) Gesunde und Kranke 199
Sorge für körperliche Gesundheit . . . 200
Krankheiten 201
4) Beschäftigungen der Ortsbewohner . . . 203
a) Der Bauernstand 205
b) Der Gewerbsstand 207
Pflichten der Kinder gegen die Gewerbsleute . 215
Verträglichkeit. Dienstfertigkeit. Friedfertigkeit. 218
Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe 220
Ehrlichkeit, Treue, Redlichkeit 222
Arbeitsamkeit 224
Reichthum und Armuth 226
Zufriedenheit 239
Anhang.
Das Wichtigste aus der Sprachlehre.

Erster Abschnitt.

Das Gemeindeleben.

Einleitung.

An einem Sonntage saß einst Vater Ruprecht bei seinen zwei Söhnen am Tische. Der eine war sechs, der andere acht Jahre alt. Dem jüngern, welcher seit einigen Tagen in die Schule ging, hatte der Vater ein Büchlein gekauft, in welchem mancherlei Thiere, Häuser, Werkstätten von Handwerkern u. dgl. abgebildet waren. Der ältere zeigte und erklärte dem jüngern diese Bilder; und was er nicht wußte, das sagte ihnen der Vater, welcher ihnen wohl auch manches Geschichtchen, das in dem Buch stand, erzählte, was den beiden Knaben große Freude machte.

Während sie nun vergnügt und fröhlich beisammen saßen, trat der Gemeindediener herein und sagte, daß jetzt eine Gemeindeversammlung gehalten werden solle, wobei Vater Ruprecht auch zu erscheinen habe. Ruprecht stand sogleich vom Tische auf, zog seinen Sonntagsrock an, nahm seinen Hut, und schickte sich an, zu dieser Gemeindeversammlung zu gehen. Da sagte der jüngere Knabe: „Lieber Vater, o bleibe noch ein wenig bei uns, und erzähle uns noch mehr solche Geschichtchen!“ — „Gerne würde ich dies thun,“ antwortete der Vater, „allein ich muß jetzt

zur Gemeinde." — "So erzähle uns doch wenigstens die Geschichte vollends, die du so eben angefangen hast!" bat nun der ältere Knabe. Allein der Vater blieb bei seinem Entschlusse, ohne die mindeste Zögerung zur Gemeindeversammlung zu gehen, und erwiederte: "Wenn von dem Ortsvorstande Etwas befohlen wird, so muß man augenblicklich Folge leisten. Ich darf also auch nicht zögern, sondern muß jetzt sogleich gehen." — Mit diesen Worten ging er nun fort und auf das Rathhaus.

Etwa nach einer Stunde, als die Gemeindeversammlung geendigt war, kam der Vater wieder. Da fragten nun die beiden Knaben, was der Vater auf dem Rathhause gethan habe. Der Vater gab ihnen zur Antwort: "Wenn ich euch auch sagte, was da berathen wurde, so würdet ihr es doch nicht verstehen. Doch damit ihr einsehet, warum ich so augenblicklich fortging, als mir der Gemeindediener die Versammlung ansagte, und damit ihr erkennen lernet, wie gut es ist, daß wir in einer solchen Gemeinde leben, so will ich euch erzählen, wie einst ein recht schönes und großes Dorf entstanden ist."

Die Knaben freuten sich hierüber ungemein; sie dachten nicht mehr an die angefangene Geschichte, sondern horchten nun mit größter Aufmerksamkeit auf das, was ihnen der Vater zu erzählen versprach. Der Vater aber erzählte ihnen nach und nach die folgende

Geschichte der Entstehung des Gemeindelebens mit seinen Bedürfnissen und Verbindlichkeiten.

Erste Erzählung.

Verbindung mehrerer Familien zu einer größern Familie oder Gemeinde.

Es waren einmal zwei recht brave und gescheidte Familienväter. Der Eine hieß Jakob, der Andere Joseph. Diese hörten von einem schönen fruchtbaren Lande, in welchem noch gar Niemand wohne. Da entschloßen sie sich, mit ihren Familien dahin zu ziehen und sich dort anzubauen, um da zu wohnen. Das unbewohnte Land war sehr groß. Sie wählten sich nun die zwei schönsten Plätze aus, machten zwei so große Theile, als Jeder mit seiner Familie anbauen zu können glaubte, und steckten diese Theile mit Steinen ab. Um allen Streit zu vermeiden, machten sie es mit einander aus, daß sie durch das Loos entscheiden lassen wollten, welcher Theil einem Jeden gehören sollte. Sie thaten dieses und setzten nun fest, daß Jeder seinen Theil als Eigenthum für immer behalten solle, und daß Keiner dem Andern sein Eigenthum verrücken, oder nur im mindesten beschädigen dürfe.

Und nun errichtete sich Jeder eine Hütte, baute sich ein Stück seines Feldes zu Aeckern, ein anderes zu Wiesen, und wieder ein anderes zu Gärten an.

Sie befolgten genau, was sie unter sich festgesetzt hatten, Keiner beschädigte dem Andern Etwas, und Jeder war mit seinem Theile zufrieden.

Eines Tages arbeitete Jakob auf seinem Felde; da sah er in der Ferne zwei fremde Männer, die rings um das Feld herum gingen, es mit Wohlgefallen betrachteten und endlich ein Paar Aepfel von den Bäumen des Jakob herab nahmen, sie verkosteten, und sich dann wieder entfernten. — Als sie fort waren, eilte Jakob zu seinem Nachbar Joseph, benachrichtigte diesen von dem, was er so eben gesehen hatte, und setzte am Ende hinzu: „Ich befürchte, diese zwei Fremden kommen bald wieder und wollen sich in den Besitz unsers Eigenthums eindringen; denn sie haben unsere Felder so genau betrachtet, daß man ihnen ihre Begierde darnach ansehen konnte; ja Einer hat sogar schon von meinem Obste verkostet.“ — Joseph hörte der Erzählung des Jakob nachdenkend zu, und erwiederte endlich: „Dies dürfen wir nicht geschehen lassen! Weißt du was, wir wollen recht zusammen helfen und die Fremden abwehren, wenn sie wieder kommen und Miene machen, dir oder mir Etwas zu nehmen.“ — Jakob gab diesem Vorschlag seinen vollen Beifall, und so versprachen sie nun einander, daß Jeder dem Andern beistehen wollte, damit Jeder im Besitze seines Eigenthumes bliebe.

Des andern Tages kamen die beiden Fremden richtig wieder mit zwei Knechten, und wollten von einigen der schönsten Güter Jakobs Besitz nehmen. Jakob sagte zwar: „Das ist mein Eigenthum, ich habe es zuerst angebaut; das darf mir Niemand nehmen.“ Allein die Fremden kehrten sich nicht daran, und wollten schon das Obst von den Bäumen herunter nehmen. Da schickte Jakob eilends seinen Knaben zum Nachbar Joseph. Dieser kam augenblicklich mit

seinen Knechten, und sprach fest und ernst zu den Fremden: „Entfernet euch sogleich von dem Eigenthume meines Nachbars, oder wir werden euch als ungerechte Männer mit Gewalt vertreiben; denn wir haben den Bund geschlossen, daß wir einander beistehen, und unser Eigenthum gemeinschaftlich vor ungerechten Leuten schützen wollen.

Der Fremde war ein rascher, aber doch sonst auch ein einsichtsvoller Mann. Er sah ein, daß er ungerecht und übereilt gehandelt hatte, und daß die beiden Nachbarn, Jakob und Joseph, zwei recht gute und gerechte Männer seien. Er wünschte auch in ihrer Nähe zu sein, besonders weil die Gegend sehr schön und fruchtbar war. Jakob und Joseph gaben ihm zu erkennen, daß sie nichts dagegen hätten, wenn er sich in ihrer Nähe ansiedeln wolle; nur müsse er sich außer den Gränzen ihres Eigenthums ein Stück Landes zum Anbau auswählen. Der Fremde versprach dies und bat nur noch, daß sie ihn in ihren Bund aufnehmen möchten. Jakob und Joseph bewilligten ihm dieses, aber nur unter der Bedingung, daß er auch alles das befolgen müßte, was sie unter sich schon festgesetzt hatten. Der Fremde versprach dieses mit Freuden; denn er erkannte wohl, daß das Festgesetzte (oder die Gesetze, wie sie es nachher kurzweg nannten) zum Schutze der Person oder des Eigenthums durchaus nothwendig sei. Und so bestand dieser Bund nun schon aus drei Familien.

Nach und nach kamen noch mehrere Fremde, welche sich in der Gegend anbauen wollten. Aber sobald sich ein Fremder sehen ließ, so standen die drei Männer zusammen und bedeuteten ihm, daß er nur außerhalb der Gränzen ihrer Güter sich ein Eigenthum ausstecken dürfe. Jeder Fremde war aber auch immer so verständig, zu erkennen, daß dies

recht sei; und Jeder bat nur noch, daß man auch ihn in den Bund aufnehmen möchte.

Auf diese Weise vermehrten sich die Familien in kurzer Zeit so, daß in dieser Gegend bald über dreißig Familien neben einander wohnten. Alle lebten friedlich beisammen, bauten sich Wohnungen, so gut sie konnten, legten Gärten und Aecker an, und pflanzten sich Getreide, Obst und Gemüse. Zu ihrer allgemeinen Sicherheit hatten sie nur die drei Stücke oder Gesetze festgesetzt:

1) Keiner darf den Andern an seiner Person oder an seinem Eigenthume verletzen;

2) Keiner darf den Andern im Genusse und Gebrauche seines Eigenthumes stören;

3) Kein Fremder darf in unsern Bund aufgenommen werden, wenn er nicht vorher verspricht, unsere Gesetze zu befolgen; und Alle müssen zusammen helfen, daß diese Gesetze auch immer gehalten werden.

Diese Familien zusammen sorgten nun gemeinschaftlich für ihre Sicherheit, daher der Name „Gemeine“ oder „Gemeinde.“

Zweite Erzählung.

Unglücksfälle in der neuen Gemeinde.

Die Leute hatten ihre Wohnungen bloß von Holz erbaut, und nur mit Schindeln oder Stroh gedeckt, weil sie noch keine Dachziegel hatten. Schön waren nun diese Häuser freilich nicht; doch würden sich die Leute damit begnügt haben, wenn nicht einmal ein großes Unglück entstanden wäre.

Es war nämlich einmal ein sehr heißer Sommer; die ganz hölzernen Häuser trockneten sehr aus. Da

ging nun einst ein Kind Abends spät mit einem Licht auf den Boden, ließ unvorsichtiger Weise einen Funken fallen, ohne es zu bemerken; und so brach nun mitten in der Nacht Feuer aus.

Schon waren alle Leute in diesem Hause zu Bette gegangen, da wurden sie von dem fürchterlichen Geprassel des Feuers, das sie über sich unter dem Dache hörten, geweckt. „Es muß irgendwo brennen,“ sagte der Vater, und sprang voll Schrecken aus dem Bette. Auch der Knecht kam und rief in größter Angst: „Das Haus brennt! Die Flammen schlagen schon zum Bodenladen heraus!“ — Alle im Hause sprangen nun eiligst aus dem Bette, warfen nur einige Kleidungsstücke um sich und rannten auf die Gasse, wo sie das Haus in vollen Flammen sahen. Eiligst suchten sie noch das Vieh und einige andere Sachen zu retten, aber zur Dämpfung des Feuers waren sie zu wenig an Zahl und zu schwach an Kraft. Sie riefen daher die Nachbarn um Hülfe an. Der nächste Nachbar gab lange keine Antwort; endlich stand er doch auf und rief zum Fenster hinaus: „Meine Leute sind heute zu müde geworden, als daß sie jetzt aufstehen und helfen könnten.“ Dann legte er sich wieder nieder und dachte: „Mein Haus ist ja weit entfernt, es ist ein großer Garten dazwischen, für mein Haus ist also keine Gefahr.“

Doch jetzt erhob sich auf einmal ein gewaltiger Wind, der die Flammen von dem brennenden Hausdache auf die andern Häuser und über das ganze Dorf hintrieb. Das Prasseln des Feuers auf dem eigenen Dache weckte nun auch den undienstfertigen Nachbar wieder. Erschrocken sprang er aus dem Bette, weckte seine Leute und rettete mit genauer Noth noch das Vieh und einige andere Sachen. Kaum war aber der Nachbar mit seiner Familie

auf der Gasse, so fing bald da, bald dort ein Haus zu brennen an, denn der Wind wurde immer heftiger und wehte die Feuerfunken von einem Ende des Dorfes zu dem andern. Das fürchterliche Jammergeschrei, das Prasseln der Flammen, das Brüllen der Thiere hatte nun bald alle Bewohner des Dorfes aufgeschreckt. Alle waren jetzt auf der Gasse. Doch die allzu große Hitze der brennenden Häuser vertrieb sie endlich ganz aus dem Dorfe; sie versammelten sich alle mit ihren geretteten Sachen auf einer großen Wiese, und erwarteten so unter Jammern und Klagen den Anbruch des Tages.

Dritte Erzählung.

Nothwendigkeit der gegenseitigen Hülfeleistung bei Unglücksfällen.

Als die unglücklichen Leute einander die Noth klagten, erhob sich besonders derjenige Hausvater, dessen Haus zuerst in Brand gerathen war, und machte seinem Nachbar den Vorwurf, daß er ihm nicht zu Hülfe geeilt sei. „Hättest du mir geholfen,“ sagte er zu dem ungefälligen Nachbar, „so wäre vielleicht mein Haus nicht ganz abgebrannt, und man hätte das Feuer doch wenigstens so dämpfen können, daß nicht das ganze Dorf abgebrannt wäre.“ — Die meisten der übrigen Männer stimmten mit in diesen Vorwurf ein; ja es wäre bald zu einem heftigen Streite gekommen, wenn nicht Jakob und Joseph, die ältesten und verständigsten Männer des Dorfes, die Ruhe wieder herzustellen gesucht hätten. „Das Unglück ist nun einmal geschehen,“ sagten sie, „und hat uns Alle gleich hart getroffen.

Was hilft nun das Zanken und Streiten? — Aendern können wir die Sache doch nicht mehr, und Vorwürfe sind eben so unnütz, als das Jammern und Klagen. Wir wollen lieber daran denken, wie wir unsere Häuser wieder erbauen und uns künftig vor einem solchen Unglücke bewahren können." — Diese Rede gefiel Allen sehr wohl, und sie überlegten nun, was sie thun wollten. Alle sahen ein, daß Eine Familie den Brand ihres Hauses nicht dämpfen könne, wenn man ihr nicht zu Hülfe komme. Sie hatten aber auch erfahren, daß der Brand Eines Hauses für alle übrigen im Orte gefährlich werden, und das ganze Dorf abbrennen könne. Da beschloßen sie nun, daß sie in Zukunft Alle zusammen helfen wollten, wenn wieder ein Brand entstehen sollte, und Alle versprachen, einander bei Feuersbrünsten nach Kräften beizustehen und Hülfe zu leisten, so gut sie könnten.

Doch bald darauf ereignete sich wieder ein neues Unglück. In der Gegend war ein großer Wald, in welchem sich nichtswürdige Menschen, die nicht arbeiten mochten, aufhielten. Diese hatten erfahren, daß die Leute in dem abgebrannten Dorfe ihr Geld größtentheils gerettet haben. Sie faßten daher den Entschluß, in die schlecht verschlossenen Hütten, welche sich die unglücklichen Bewohner des Dorfes einstweilen errichtet hatten, einzubrechen, und Einem nach dem Andern das Geld zu rauben. Wirklich kamen sie auch einmal in der Nacht, und plünderten eine Familie ganz aus. Zwar rief der Hausvater seinem Nachbar um Hülfe, und der Nachbar sprang auch gleich ans Fenster, um zu sehen, was es gebe; allein da er nichts von Feuer bemerkte, und überdies den Nachbar nicht wieder rufen hörte, so glaubte er, es habe ihm nur geträumt, und er legte sich wieder zu Bette.

Des andern Tages wurde aber genauer bekannt, was in der Nacht vorgefallen war. Die Räuber hielten nämlich dem Hausvater, den sie plünderten, den Mund zu, und drohten den übrigen Leuten im Hause, sie zu erstechen, wenn sie um Hülfe rufen würden. Deßwegen hörte auch der Nachbar keinen zweiten Ruf. Während der geplünderte Mann die Vorfälle der letzten Nacht seinem Nachbar erzählte, kamen nach und nach die übrigen Familienväter herbei; sie sahen, daß dieses Haus wirklich rein ausgeplündert war, und fürchteten, es möchte ihnen gleiches Unglück begegnen. „Wenn wir nicht immer Alle zusammenhelfen, und einander nicht in jeder Noth beistehen,“ sagte Jakob, „so werden wir am Ende noch um all' unser Eigenthum kommen.“ — Alle erkannten die Wahrheit dieser Rede, und versprachen sich nun gegenseitig, daß sie nicht nur bei Feuersbrünsten, sondern auch sonst immer, wenn der Eine oder der Andere irgend einer Hülfe benöthigt wäre, einander helfen und beistehen wollten. Es entstand daher das neue Gesetz: „Jeder muß dem Andern bei Unglücksfällen aller Art Hülfe und Beistand leisten; Alle für Einen, Einer für Alle.“

Vierte Erzählung.

Nothwendigkeit eines Vorstandes. Gemeinderath.

In der folgenden Nacht kamen die Räuber wieder und wollten am andern Ende des Dorfes einbrechen. Allein auf den ersten Ruf des Hausbesitzers kamen augenblicklich die Nachbarn herbei, und so wurden die Räuber glücklich verjagt. Die Räuber wiederholten noch öfters den Versuch, wurden

aber immer wieder vertrieben. Endlich kamen sie auf den abscheulichen Gedanken, auf der einen Seite des Dorfes eine Hütte anzuzünden, und dann auf der entgegengesetzten Seite desselben einzubrechen. Sie führten dieses schändliche Vorhaben auch wirklich aus. Während nun alle Männer im Dorfe ihrem Versprechen gemäß herbei eilten, um den Brand zu löschen, plünderten die Räuber auf der andern Seite einige Hütten rein aus. Einer der Nachbarn bemerkte zwar das Eindringen der Räuber und schrie um Hülfe, aber vergebens. Die Angst und Verwirrung war zu groß; und selbst die brennende Hütte konnte kaum gelöscht werden. Es waren zwar Leute genug beisammen, die löschen und helfen wollten, und Jeder gab sich Mühe, sein Möglichstes zu thun, weil Jeder wohl wußte, daß auch seine Hütte in Gefahr sei. Allein trotz aller Anstrengung konnte das Feuer doch nicht gedämpft werden. Der Eine wollte oben helfen, der Andere unten; der Dritte rief: "Hier ists am gefährlichsten;" der Vierte: "Nein, hier! hieher!" — Und so fort. Jeder wollte befehlen, aber Keiner gehorchen. Der Brand wurde immer stärker, und mit Schrecken erkannten Alle, daß sie selbst mit vereinigten Kräften Nichts ausrichten könnten, weil es an Ordnung fehlte. Zum Glück fing es an, tüchtig zu regnen, die brennende Hütte stürzte zusammen, und die Flammen verbreiteten sich nicht weiter.

Unter Angst und Schrecken war die Nacht vorüber gegangen. Des andern Tages kamen alle Familienväter wieder auf der Brandstätte zusammen. Sie waren traurig und niedergeschlagen, daß alle ihre bisherigen Gesetze sie nicht vor Unglück zu schützen vermochten. Und als sie vollends hörten, daß auch die Räuber wieder geplündert hatten, da

wurden sie noch trauriger und betrübter. Alle starrten mit trüben Blicken auf die Brandstätte hin und jammerten. Da nahm Jakob, der immer den meisten Muth hatte, das Wort und sprach: "Meine lieben Leute! das Unglück soll uns nicht muthlos, sondern gescheidter und klüger machen. Ihr sehet, daß wir Nichts ausrichten können, wenn keine Ordnung herrscht. An Leuten hat es uns beim Löschen nicht gefehlt, aber an Ordnung. Wollen wir nun für die Zukunft ein solches Unglück verhüten, so ist es vor Allem nöthig, daß wir einen Mann wählen, der anordne, was ein Jeder zu thun habe; denn ohne eine solche Anordnung kann man Nichts ausrichten; das habet ihr gestern erfahren. Es muß aber auch dafür gesorgt werden, daß nicht so leicht wieder ein Brand entstehe, und daß Jeder im Dorfe seine Schuldigkeit genau erfülle; denn wenn dies nicht geschieht, so sind wir keinen Tag vor Unglück sicher. Nur dann können wir ruhig und sicher leben, wenn wir Einen aus unserer Mitte wählen, der bei Unglücksfällen einem Jeden sagt, was er zu thun schuldig sei, und der auch im Voraus schon solche Anordnungen trifft, daß Unglück nicht mehr so leicht entstehen kann.

Diese verständige Rede wurde von den versammelten Männern mit großer Aufmerksamkeit angehört. Alle sahen ein, daß Jakob vollkommen Recht habe, und daß es durchaus nothwendig sei, einen Mann zu wählen, der für Ordnung und Sicherheit im Dorfe sorgte. Da aber Jakob ihnen bisher so manchen guten Rath ertheilt hatte, so waren alle Männer des Dorfes darüber einig, ihn zu ihrem Vorstande zu wählen. Jakob äußerte, daß es ihm lieber wäre, wenn sie einen Andern wählten, besonders weil er schon ziemlich bei Jahren sei. Allein

die ganze Versammlung drang mit der Bitte, daß er ihr Anführer und Vorstand werden möchte, so sehr in ihn, daß er endlich sagte: „Nun, weil ihr Alle mich zu eurem Vorstande haben wollet, so will ich aus Liebe zum allgemeinen Beßten eurem Wunsche willfahren. Aber ich kann nur dann als Vorstand zu eurem Beßten wirken, wenn ihr mir versprechet: erstens, alle meine Anordnungen zum Beßten der Gemeinde zu befolgen; zweitens, mir beizustehen, wenn vielleicht Einzelne sich nicht in die Ordnung fügen wollen; und drittens, mir in wichtigen Gemeindesachen mit euerm Rathe beizustehen.“ —

Mit Freuden versprachen nun die versammelten Männer, ihm in allen Stücken willig zu folgen; denn das Unglück hatte sie hinlänglich belehrt, wie nothwendig es sei, einen Vorstand zu haben. Nun ließ Jakob Einen nach dem Andern hervortreten, und sich das Versprochene durch einen Handschlag bekräftigen. Nachdem dies geschehen war, mußten die sämmtlichen Familienväter gleichfalls durch einen Handschlag sich gegenseitig das Versprechen bekräftigen, daß sie alle treulich zusammenhelfen, und gleichsam nur Eine Familie ausmachen wollten.

Jakob versprach seinerseits, daß er in Zukunft Allen sagen oder heißen wollte, was ihre Schuldigkeit sei. Sie nannten ihn daher ihren Schuldheiß (oder verkürzt Schulzen). Auch wurden sofort zwölf Männer gewählt, welche dem neuen Schuldheißen in wichtigern Gemeindeangelegenheiten mit ihrem Rathe beistehen sollten, und diese nannte man Gemeinderäthe. Alle Familienväter des Dorfes waren nun gleichsam zu Einer Familie vereinigt, und das Dorf war nun gleichsam eine Burg, in welcher sie sich und ihr Eigenthum gegen Fremde schützten. Deßwegen nannten sie sich auch Bürger.

Fünfte Erzählung.

Nothwendigkeit der Anstalten für Sicherheit.

Die Hauptsorge des Schuldheißen und Gemeinderathes war nun, die Einwohner vor den nächtlichen Ueberfällen der Diebe und Räuber zu sichern. Schuldheiß und Gemeinderath hielten daher eine Versammlung und besprachen sich darüber, wie sie diesem Uebel abhelfen könnten. Endlich wurden sie darüber einig: 1) daß jede Nacht zwei Bürger im Dorfe umhergehen und nachsehen sollten, ob sie keine Räuber oder keine Feuersgefahr bemerkten; 2) daß sich die Bürger Löschgeräthschaften anschaffen sollten, damit sie im Falle der Noth auch die nöthigen Mittel zur Dämpfung des Feuers bei Handen hätten.

Diese zwei Verordnungen wurden in der Gemeinde bekannt gemacht, und von nun an gingen abwechslungsweise jede Nacht zwei Bürger im Dorfe umher, theils um Feuersgefahr zu verhüten, theils um auf die Räuber ein wachsames Auge zu haben. Sie waren mit Schießgewehren versehen und konnten also gleich Lärmen machen, wenn sie Gefahr bemerkten. Die Räuber machten zwar noch einige Mal den Versuch, irgendwo einzubrechen, allein die wachsamen Bürger verjagten sie immer wieder. Ja einmal erwischten sie wirklich einen Räuber, banden ihn fest und führten ihn vor den Schuldheiß. Dieser ließ ihn dann gebunden fortführen und einem höhern Gerichte überliefern. Von dieser Zeit an war das Dorf so ziemlich sicher vor den Räubern; denn diese merkten wohl, daß in diesem Dorfe die größte Ordnung und Wachsamkeit herrsche, und daß sie hier ihre schändlichen Thaten nicht mehr ausüben könnten.

Indessen fiel es doch manchen Bürgern gar zu

beschwerlich, nach harten Arbeitstagen öfters auch noch Nachtwache halten zu müssen. Und doch sah Jeder ein, daß diese Nachtwache durchaus nothwendig sey; denn sobald die Räuber merken würden, daß keine Nachtwache im Dorfe wäre, hätten sie wieder kommen und neues Unglück anstellen können. — Mit Anschaffung der Löschgeräthschaften wollte es ebenfalls nicht recht vorwärts gehen. Man sah ein, daß eine Feuerspritze durchaus nothwendig sei. Jedem Einzelnen konnte man die Anschaffung einer solchen nicht zumuthen, auch brauchte man nur eine oder zwei. Mehrere Bürger gingen daher zum Schuldheißen, um ihm diese Angelegenheiten vorzutragen, und dieser versprach, sich mit dem Gemeinderath hierüber zu besprechen, um bessere Anordnungen zu treffen.

Sechste Erzählung.

Nothwendigkeit der Abgaben oder Gemeindeumlagen.

Der Schuldheiß und Gemeinderath fanden es nach reiflicher Ueberlegung und Berathung fürs Beßte, einen Mann besonders aufzustellen, der bei Nacht die Wache halten sollte, damit die übrigen Bürger ruhig schlafen und sich dadurch zu ihren Tagesarbeiten wieder stärken könnten. Auch hielten sie es für nützlicher, wenn die nothwendigen Löschgeräthschaften nicht von jedem Einzelnen, sondern gemeinschaftlich von allen Bürgern angeschafft würden. Freilich müßten dann alle einen Beitrag an Geld liefern, damit man den Mann, der in der Nacht für Alle wachen sollte, für seine Dienste belohnen, und die Kosten der Löschgeräthschaften bezahlen könnte.

Der Schuldheiß ließ nun alle Familienväter zusammenrufen, und stellte ihnen vor, wie nützlich und vortheilhaft eine solche Einrichtung für sie Alle sein würde, und fragte sie dann, ob sie sich zu Geldbeiträgen verstehen möchten? — Da stimmten Alle überein, daß sie gerne so viel an Geld und Früchten beitragen wollten, als zur Anschaffung der Löschgeräthschaften und zur Aufstellung eines Wächters bei Nacht nöthig wäre.

Und nun wurde ein Mann aus der Gemeinde, der wenige Feldgüter besaß, und also auch weniger zu arbeiten hatte, zum Wächter in der Nacht oder Nachtwächter gewählt. Dieser mußte nun bei Nacht im Dorfe umher gehen und zu jeder Stunde ganz laut ausrufen, wie viel Uhr es sei, damit jeder Bürger sich immer von seiner Wachsamkeit überzeugen konnte. Dafür gab man ihm ein gewisses Maaß an Früchten und auch Etwas an Geld.

Es wurde ferner überdacht, wie viele Feuereimer, Feuerspritzen und andere Löschgeräthschaften etwa erforderlich sein möchten, und dann sorgte man für die Anschaffung derselben. Es war aber hier wieder ein Mann nöthig, der die Kosten der Anschaffung berechnete, die Geldbeiträge einnahm und wieder ausgab u. dgl. Auch sah man ein, daß nicht alle Bürger gleich große Abgaben entrichten könnten; denn nicht alle waren gleich wohlhabend. Es mußte also auch wieder berechnet werden, wie viel ein Jeder im Verhältniß zu seinem Vermögen billiger Weise an Geld und Früchten beitragen sollte. Man wählte also aus dem Gemeinderathe einen geschickten, im Rechnen und Schreiben bewanderten Mann aus, der dies Alles berechnen und aufschreiben sollte, und nannte ihn den Gemeindepfleger. Weil aber sowohl der Schuldheiß als auch der Ge-

meindepfleger wegen der vielen Gemeindegeschäfte und der Berechnungen der Ausgaben und Einnahmen sehr viel Zeit versäumen mußten, so hielt es die Gemeinde für billig, auch diese Männer für ihre wichtigen Dienste zu belohnen, und ihnen eine jährliche Besoldung anzubieten.

Siebente Erzählung.

Nothwendigkeit der Gesetze und Strafen.

Gegen äußere Feinde war nun die Gemeinde gesichert. Allein es ereignete sich doch bald wieder ein Unglücksfall.

Der Knecht eines Bauern ging mit bloßem Lichte in die Scheure, um da spät in der Nacht noch Etwas zu suchen. Ein Funken fiel ins Stroh, und in wenig Augenblicken stand schon ein Theil der Scheure in Flammen. Zum Glück waren die Löschgeräthschaften gleich bei der Hand, und bei der vortrefflichen Ordnung, welche der Schuldheiß eingeführt hatte, gelang es, das Feuer bald zu dämpfen und einen Theil des Gebäudes noch zu retten.

So sehr auch die ganze Einwohnerschaft durch den plötzlichen Feuerlärmen erschreckt wurde, so waren Alle doch auch wieder recht froh, als das Feuer so bald gelöscht werden konnte, und sie dankten dem Schuldheiß für seine weise Anordnungen und angestrengten Bemühungen. Allein dieser erwiederte: "Ich habe bloß gethan, was ich zu thun schuldig war, und werde dies auch immer thun. Ich halte es aber auch für meine Schuldigkeit, solche Unglücksfälle zu verhüten. Das Feuer entstand dieses Mal aus Leichtsinn und Unvorsichtigkeit, welche nicht geduldet werden dürfen. Deßwegen ist es nothwendig,

diejenigen zu strafen, die durch Leichtsinn ein solches Unglück verursachen."

Die meisten Bürger gaben ihm Recht, und es wurde daher beschlossen, daß Jeder, der mit bloßem Lichte (d. h. ohne Laterne) in die Scheure, in den Stall, oder an andere Orte des Hauses, wo leichtbrennbare Sachen sind, gehen würde, sehr empfindlich gestraft werden sollte. Auch hielt man es für zweckmäßig, die Häuser nicht mehr mit Stroh oder Schindeln, sondern mit Ziegelsteinen zu decken, weil letztere bei Feuersbrünsten nicht so gefährlich seien. — Diese Verordnungen wurden allen Bürgern bekannt gemacht und zur Nachachtung empfohlen. Zwar geschah es doch bald wieder, daß Jemand mit bloßem Lichte in den Stall ging; aber da dieser für seinen Ungehorsam gegen die Gesetze 10 fl. Strafe zahlen mußte, so hütete sich von dieser Zeit an Jeder sorgfältig, die Gesetze zu übertreten, und es kam in der Folge höchst selten ein Brandunglück vor.

Achte Erzählung.

Gemeindebedürfnisse: Wege, Brücken, Stege. Gemeindefrohnen.

Die Bewohner dachten jetzt darauf, ihre Wohnhäuser fester, bequemer und dauerhafter aufzubauen; und da alle zusammenhalfen und sich gegenseitig unterstützten, so ging das Bauwesen auch leichter von Statten. Sie holten sich Steine, um die Häuser desto fester bauen zu können. Allein durch die vielen Fuhren zur Herbeischaffung der Bausteine und des Bauholzes wurden die Wege ungemein verdorben; Pferde und Ochsen wurden zusammengetrieben, die Arbeiter bis zum Entkräften angestrengt, und

doch war es kaum fortzukommen. Endlich fiel auch noch Regenwetter ein, das mehrere Tage anhielt und dem Fuhrwerke gar ein Ende machte.

Da ließ der Schuldheiß die Gemeinde zusammenrufen und stellte derselben vor, daß sie dem Uebel leicht abhelfen könnte, wenn sie sich dazu verstünde, die Wege gemeinschaftlich so herzustellen, daß sie wieder fahrbar würden. „Wenn ihr alle zusammenhelfet," sagte er, „so kostet es Keinen viel Mühe; ihr werdet bald damit fertig werden, und Jeder hat dann den großen Vortheil, daß er mit halber Mühe seine Früchte, seine Bausteine, sein Bauholz u. dgl. nach Hause bringen kann."

Den Gemeindegliedern leuchtete dieser Vorschlag ein; und sie ersuchten den Schuldheiß, daß er die nöthigen Anordnungen für Herstellung der Wege treffen möchte. Dieser fuhr nun fort und sagte: „Die Wege müssen mit Steinen belegt werden, wenn sie dauerhaft werden sollen. Diejenigen Bürger, welche kein Fuhrwerk besitzen, können theils die Steine aus der Erde brechen, theils die Wege belegen, und die übrigen können die Steine, Kies, Sand u. dgl. durch ihr Fuhrwerk herbei schaffen; auf diese Weise kann jeder Bürger das Seinige zum allgemeinen Beßten beitragen." — Da diese Anordnungen des Ortsvorstandes willig befolgt wurden, und alle Bürger, jeder nach seinen Kräften, treulich zusammen halfen, so wurden die Wege in kurzer Zeit vortrefflich hergestellt. —

In der Nähe des Dorfes war ein kleiner Fluß. Bei trockener Witterung konnte man leicht durch denselben fahren, und mit Hülfe einiger Felsenstücke, die in dem Flusse lagen, auch ohne Mühe darüber gehen. Beim Regenwetter war es jedoch schon schwieriger, und einige Mal geschah es, daß Knaben,

die über den Fluß gehen wollten, beinahe ertrunken wären. Einst, als wieder der Frühling herannahete, schmolz der Schnee außerordentlich schnell, weil auf einmal ein ungewöhnlich starkes Regenwetter eintrat. Dadurch entstand nun eine große Ueberschwemmung, wobei auch die Felsenstücke, vermittelst deren man bisher über den Fluß ging, durch die Gewalt der Wasserfluthen fortgerissen wurden. Zwar trat der Fluß bald wieder in seine Ufer zurück; allein die Stelle, wo man bisher gewöhnlich die Ueberfahrt bewerkstelligte, war durch die Ueberschwemmung so verwüstet, daß es unmöglich wurde, fernerhin daselbst über den Fluß zu fahren. Da die meisten Aecker und Wiesen jenseits des Flusses lagen, so sah Jedermann die Nothwendigkeit ein, eine Brücke zu bauen. Einige Bürger waren indeß der Meinung, es sollte bloß eine hölzerne Brücke errichtet werden, weil eine steinerne zu viel kosten würde. Als aber andere dagegen vorstellten, daß eine steinerne Brücke wohl zehn hölzerne aushalten würde, so kamen sie überein, eine steinerne Brücke aufzuführen, und zwar an derjenigen Stelle, wo sie für das Fuhrwesen am bequemsten schien. Für die Fußgänger errichtete man weiter oben am Flusse, wo der Weg zu den Gärten führte, statt der weggeschwemmten Felsstücke einen Steg.

Im Herbste und Winter, wenn die Leute ihr Getreide ausdroschen, beugten sie gewöhnlich das ausgedroschene Stroh vor den Scheuern auf, um es dann später an einem geeigneten Orte aufzubewahren. Da aber die freien Plätze vor den Häusern und Scheuern, besonders bei regnerischer Witterung, sehr morastig waren, so litt das Stroh häufig Schaden. Ueberdies war im Dorfe selbst der Boden oft so grundlos und schmutzig, daß man beinahe stecken

blieb. Mehrere Bürger wünschten daher, daß auch für die Verbesserung der Wege und freien Plätze im Dorfe selbst gesorgt werden möchte, und machten deßhalb bei dem Ortsvorstande die geeigneten Anträge. Der Schuldheiß berieth diese Sache mit dem Gemeinderathe, und in Folge dieser Berathung traf man die Anordnung, daß jede Familie abwechslungsweise die nöthigen Arbeiter zur Herstellung der Wege schicken sollte, indem doch nicht alle Bürger zu gleicher Zeit an Einer Stelle arbeiten könnten. Und so wurde es nach und nach eingeführt, alle Arbeiten zum Beßten der Gemeinde auf diese Weise verrichten zu lassen. Einige Bürger führten z. B. Steine, Sand, Kies, Holz u. dgl. herbei; andere verrichteten die nöthigen Handarbeiten; und so wurde Alles in beßter Ordnung besorgt. Die Arbeiten für die Bedürfnisse der Gemeinde nannte man Frohnarbeiten, Frohndienste, Spannfrohnen und Handfrohnen.

Durch solche Frohndienste wurden in der Folge alle Arbeiten an Wegen, Straßen u. s. f. besorgt. Es geschah dabei keinem Bürger zu hart, weil immer abgewechselt wurde, und am Ende hatten sie ein schönes reinliches Dorf, gute gepflasterte Wege, vortreffliche Straßen, und freuten sich ihrer schönen Einrichtungen.

Neunte Erzählung.

Feldwache oder Flurer. Gemeindediener.

Das Dorf verschönerte sich immer mehr. Wege, Brücken, Stege, Scheuern und Wohnhäuser waren gut und dauerhaft hergestellt. Andere Leute, welche von dem gut eingerichteten Dorfe hörten, wünschten auch, daselbst sich anbauen zu dürfen, und da es

noch viel unangebautes Land gab, so nahm die Gemeinde auch Fremde auf. Nur mußten sich diese bei der Aufnahme verpflichten, alle Gesetze und Anordnungen, welche für die Gemeinde gegeben waren, genau befolgen zu wollen; auch hielt man es für billig, daß die neu Aufgenommenen eine bestimmte Summe Geldes, Bürgerrechtsgeld genannt, als Entschädigung für die Ausgaben, welche die Gemeinde schon früher zum allgemeinen Beßten gemacht hatte, entrichteten. Und so wurde die Gemeinde nach und nach sehr zahlreich.

Doch unter so vielen Leuten fanden sich hie und da auch böse Menschen. Manchem Bürger wurde sein Obst am hellen Tage von den Bäumen herabgestohlen, das Gemüse aus dem Garten weggetragen, und das Getreide auf dem Felde durch das Vieh verdorben. Freilich wurde dieses Schadens wegen oft geklagt; aber da man sehr selten wußte, wer der Schuldige war, und ein Jeder seine oft weit entlegenen Felder auch nicht immer hüten konnte, so mußte man auf Mittel bedacht seyn, diesem Uebel abzuhelfen.

Der Schuldheiß machte deßhalb der Gemeinde den Vorschlag, eine Feldwache aufzustellen; und da sein Vorschlag Beifall fand, so wählte man wieder einen rechtschaffenen Mann aus der Gemeinde, welchem man gegen eine billige Belohnung das Geschäft übertrug, beständig im Felde umherzugehen, um Felddiebstahl, Beschädigungen der Saaten, Wiesen u. s. w. zu verhüten, und die nachläßigen Viehhirten anzuzeigen. Wer nun über einem Diebstahl oder irgend einer Beschädigung angetroffen wurde, mußte den Schaden ersetzen, und überdies noch empfindliche Strafen leiden. — Der aufgestellte Feldwächter, welcher fleißig in den Fluren umherstrich, wurde

nachher auch Flurer, Feldschütze oder kurzweg Schütze genannt, weil er zum Schutze des Eigenthums auf dem Felde aufgestellt war.

Durch alle diese nützlichen Einrichtungen wurde der Wohlstand dieses Dorfes sehr befördert. Jeder Bürger konnte ruhig seinen Geschäften abwarten, das Eigenthum war bei Tag und bei Nacht gesichert, und was auch Einer oder der Andere zuweilen durch Frohndienste versäumte, das wurde ihm durch die Vortheile der guten Wege u. dgl. wieder zehnfach ersetzt.

Der Wohlstand dieses Ortes blieb aber auch nicht unbekannt, und lockte allerlei faule und müßige Leute aus der Umgegend herbei, welche im Dorfe umherzogen und bettelten. Diese Bettler waren nun den Leuten sehr zur Last; denn es waren meistens junge kräftige Leute, die nicht arbeiten mochten, und bei dem Betteln wohl auch manchmal einen Diebstahl begingen. Mehrere Bürger beschwerten sich deßhalb bei dem Ortsvorstande und ersuchten ihn, Anstalten zu treffen, daß dieses Gesindel vertrieben würde. — Da versammelte der Schuldheiß einmal die ganze Gemeinde und stellte ihr vor, daß dieser Plage nur dadurch abgeholfen werden könne, daß man einen Mann aufstelle, der diese Bettler aus dem Ort verweise, und dann nicht mehr herein lasse. Da es aber im Orte selbst auch einige arme Leute gebe, die ihr Brod nicht selbst verdienen könnten, und sich also von der Mildthätigkeit der wohlhabendern Bürger nähren müßten, so sei es billig, auch für sie zu sorgen. Es wäre daher am angemessensten, wenn man die Gaben, welche bisher einzeln den Armen gereicht wurden, einsammeln und den wahrhaft Hülfsbedürftigen austheilen ließe.

Dieser Vorschlag fand Beifall. Man wählte

daher einen der rechtschaffensten unter den dürftigen Männern, der gegen eine bestimmte jährliche Belohnung die fremden Bettler aus dem Dorfe schaffen, die freiwilligen Beiträge für die Ortsarmen einsammeln und dem Gemeindepfleger einhändigen mußte. Von Zeit zu Zeit wurden dann diese Beiträge unter die Armen im Dorfe vertheilt, und den Bettel schaffte man ganz ab. Wer arbeiten konnte, mußte arbeiten, und die dürftigen Kranken oder Gebrechlichen erhielten Unterstützung aus der Armenkasse.

Jeder Fremde, der im Dorfe erschien und ein verdächtiges Aussehen hatte, wurde von dem besonders hiezu aufgestellten Manne über sein Geschäft im Dorfe befragt, und wenn er sich nicht gehörig ausweisen konnte, aus dem Dorfe verwiesen. Den aufgestellten Mann nannte man Gemeindediener (oder auch Polizeidiener), und ihm wurde dann auch noch das Geschäft übertragen, die Verordnungen des Ortsvorstandes im Dorfe durch Ausrufen bekannt zu machen, die Frohndienste anzusagen, und die Bürger zu den Gemeindeversammlungen einzuladen.

Zehnte Erzählung.

Rathhaus und Schulhaus.

Die Zahl der Einwohner dieses Dorfes vermehrte sich immer mehr und mit ihr auch das Geschäft des Ortsvorstandes und Gemeinderathes; denn es gab immer wieder etwas Neues anzuordnen, und die Versammlungen der Gemeinde wurden immer häufiger. Bisher wurden die Gemeindeversammlungen immer in der Wohnung des Schuldheißen gehalten. Allein nun dachte die Gemeinde ein eigenes Gebäude

zu ihren Berathungen zu erbauen, theils weil die Wohnung des Schuldheißen für so viele Leute zu klein war, theils aber auch, weil man es dem Ortsvorstande nicht wohl zumuthen konnte, beinahe jede Woche eine solche Störung in seinem Hause zu ertragen. —

Man wählte also den schönsten Platz im Dorfe aus, und errichtete ein großes, geräumiges Gebäude, das man Rathhaus oder Gemeindehaus nannte. Im untern Stockwerke desselben bewahrte man die Löschgeräthschaften, Feuereimer, Feuerspritzen u. dgl. auf, richtete daselbst auch eine Wohnung für den Nachtwächter ein; und im obern Stocke wurde die Rathsstube, ein sehr großer Saal, welcher alle Bürger des Orts fassen konnte, eingerichtet. Und hier wurde nun über Alles, was zum Wohle der Gemeinde förderlich schien, Berathung gehalten.

Freilich gab es auch zuweilen einen Unzufriedenen, der sich über die vielen Gemeindeumlagen und Abgaben beschwerte; aber wenn man einem solchen die frühern Unglücksfälle und Gefahren, welchen die Gemeinde ausgesetzt war, als sie noch keinen Ortsvorstand und keine solche Einrichtungen hatte, erzählte: so schwiegen sie und lernten das Glück eines geordneten Gemeindelebens schätzen.

Alle Jahre versammelte sich die ganze Gemeinde an einem bestimmten Tage im Rathhause. Da wurde über die Ausgaben und Einnahmen Rechnung abgelegt. Auch wurde wieder bestimmt, wie viel ein jeder Bürger zur Bestreitung der Gemeindebedürfnisse beizutragen habe; denn ehe man eine neue Einrichtung anordnete, wurde jedes Mal berechnet, ob sich die Kosten nicht zu hoch belaufen, oder wohl gar den beabsichtigten Nutzen übersteigen möchten.

Die Mitglieder der Gemeinde erkannten nun

leicht, wie nothwendig ihnen die Kunst des Lesens und Schreibens sei; denn Jeder wollte sich auch von der Richtigkeit der Gemeinderechnung überzeugen. Jeder war daher auch bedacht, seine Kinder im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Allein dies wollte nicht recht gelingen. So eifrig auch mancher Vater war, so hinderten ihn doch theils seine Feldgeschäfte, theils fehlte es ihm an der nöthigen Geschicklichkeit, und theils fand er in seiner Wohnung keinen ruhigen Platz, um seine Kinder unterrichten zu können.

Nur Ein Mann war im Orte, dessen Kinder vortrefflich lesen, schreiben und rechnen konnten, und die sich überhaupt durch Kenntnisse und gutes Betragen vor allen andern Kindern in dem Orte auszeichneten. Dieser Mann war aber auch ein besonderer Kinderfreund, und hatte eine besondere Geschicklichkeit im Unterrichten. Man nannte ihn im ganzen Dorfe nur den Vater Liebreich, eben weil er so freundlich und liebreich mit den Kindern umzugehen wußte.

Viele Väter im Dorfe sprachen öfters unter einander von Liebreichs Kindern, daß diese nämlich so artig und geschickt seien, und fragten wohl auch den Vater Liebreich selbst, wie er es anfange, um seine Kinder so gut zu erziehen. Liebreich gab zur Antwort: „Kommet und sehet!“ — Sie kamen zwar öfters zu ihm; allein das Geschäft des Unterrichts gelang ihnen dennoch nicht.

Einst war eben wieder große Gemeindeversammlung, und die Rechnung über die Gemeindeausgaben wurde abgehört. Nachdem Alles beendigt war, trugen einige Familienväter den Wunsch vor, die Gemeinde möchte den Vater Liebreich bitten, daß er auch ihre Kinder in Unterricht und Erziehung nehmen möchte. Die meisten der übrigen Bürger

stimmten diesem Wunsche bei, und Vater Liebreich wurde nun gebeten, dies Geschäft zu übernehmen. Dieser erwiederte, daß er sich hiezu gerne verstehen wollte, nur müßte dann auch für eine Stube gesorgt werden, die groß genug wäre, um alle Kinder zu fassen. „Daran soll es nicht fehlen,“ riefen viele der Bürger hoch erfreut, und einige erboten sich freiwillig zu sehr ansehnlichen Beiträgen. Ein reicher Mann versprach sogleich einen Beitrag von 1000 fl., ein anderer 500 fl. und so wetteiferten alle, ihre Freude über diesen glücklichen Gedanken durch die That zu beweisen.

Es wurde nun beschlossen, ein Schulhaus zu erbauen; und da die Beiträge so reichlich ausfielen, so konnte man nicht nur ein herrliches Schulgebäude herstellen, sondern es blieb auch noch viel Geld übrig, welches man zu einem Schulfonds anlegte.

Als das Schulhaus, das neben dem Rathhause auf dem schönsten Platze im Dorfe erbaut wurde, ganz fertig war, führten die Eltern ihre Kinder in die Schule und empfahlen sie der Liebe und Sorgfalt des Vaters Liebreich. Dieser war so freundlich und liebreich gegen die Kinder, daß sie ihn in kurzer Zeit recht lieb gewannen, immer voller Freude in die Schule gingen und im Lernen so bedeutende Fortschritte machten, daß sich die Eltern nicht genug darüber wundern konnten. Die Eltern schätzten sich glücklich, einen Mann gefunden zu haben, der den Unterricht ihrer Kinder so treu und gut besorgte. Sie gaben aber auch ihre Liebe und Dankbarkeit gegen Vater Liebreich auf alle mögliche Weise zu erkennen. Sie bauten ihm seine Felder und Gärten selbst an, damit er desto ungestörter seine Zeit dem Unterrichte ihrer Kinder widmen könnte, und belohnten ihn überdieß noch sehr reichlich. — Vater

Liebreich aber fand seinen schönsten und größten Lohn darin, daß die Kinder recht geschickt und artig wurden, und ihn selbst dann noch wie einen Vater liebten und ehrten, als sie nicht mehr in die Schule gingen, und daß die ganze Gemeinde es erkannte, Sorge für Unterricht und Erziehung der Jugend sei die wichtigste Gemeindeangelegenheit.

Zweiter Abschnitt.

Die Lehre von dem Menschen.

Erstes Hauptstück.

Die fünf Sinne.

1) Straffälligkeit im Falle des Nichtgebrauchs der Sinne.

Ein guter Vater hatte viele Kinder. Weil er nichts so sehr wünschte, als daß sie alle recht brave und gute Menschen werden möchten, so setzte er ihnen allgemeine Lebensregeln auf, damit sie sich darnach richten sollten.

Allein die Kinder befolgten dieselben nicht genau, und suchten sich immer zu entschuldigen, wenn sie gefehlt hatten, indem sie sagten, daß sie Dieses oder Jenes nicht recht gesehen oder gehört oder gewußt hätten.

Einst, als sie sich eben auch wieder wegen eines Fehlers entschuldigten, sagte der Vater: Nun, Kinder, weil ihr doch immer euch zu entschuldigen

wisset, so will ich euch einige Geschichten erzählen, aus welchen ihr ersehen könnet, daß Leute, die sich wegen Fehler zu entschuldigen suchten, dennoch gestraft wurden. Ihr sollet mir dann sagen, ob die Strafe gerecht war.

Erste Erzählung.

Nichtgebrauch des Gesichts.

Ein Flurer wurde einmal verklagt, daß er bei hellem lichten Tage das Obst in den Gärten habe stehlen lassen. Als er nun deßwegen von dem Richter zur Verantwortung gezogen wurde, entschuldigte er sich damit, daß er den Dieb für den Eigenthümer des Obstes gehalten habe. Hierauf fragte der Richter: Kennst du den Eigenthümer nicht? Der Flurer antwortete, daß er ihn wohl kenne. „Also," erwiederte der Richter, „hast du nicht mit Aufmerksamkeit darauf gesehen, wer auf dem Baume ist. Du hast aber gesunde Augen im Kopfe, um zu sehen und zu unterscheiden, und wenn du behauptest, diese nicht zu haben, so kannst du auch nicht Feldwächter sein." — Der Flurer wurde sodann zu einer Strafe verurtheilt. —

Hat nun, fragte der Vater die Kinder, der Richter in diesem Falle recht gesprochen? Allerdings, antworteten die Kinder; denn wenn der Flurer seine Augen besser gebraucht hätte, so würde er auch den Dieb erkannt haben.

Zweite Erzählung.

Nichtgebrauch des Gehörs.

Ein Nachtwächter wurde angeklagt, daß er die Stunden unrichtig ausrufe. Er entschuldigte sich

damit, daß er die Glocke nicht habe schlagen hören. Der Richter erwiederte: „Wenn du nicht gut hörst, so kannst du auch deinen Dienst nicht behalten.“ Der Nachtwächter, aus Furcht, seinen Dienst zu verlieren, versicherte, daß er ganz gut höre. Der Richter sprach daher das Urtheil: „Also ist es Nachläßigkeit von dir, daß du deine Ohren nicht gebrauchtest; folglich verdienst du Strafe.“ —

Hat nun, fragte der Vater, der Richter recht geurtheilt? — Ganz recht, antworteten die Kinder; denn der Nachtwächter hätte seine Ohren besser gebrauchen sollen. —

Dritte Erzählung.

Nichtgebrauch des Gefühls.

Ein Mann, welcher im Winter des Nachts vom Wirthshause heim ging, stieß auf einen Menschen, der aus Trunkenheit auf dem Wege eingeschlafen war; er ging aber vorüber, ohne ihn aufzuheben, oder von dem Falle eine Anzeige zu machen, damit andere Menschen hätten zu Hülfe kommen können. Ein besser denkender Mensch kam gleich darauf nach, fand den Eingeschlafenen, faßte ihn aber bei den Armen und suchte mit Hülfe einiger Leute aus der Nachbarschaft den Unglücklichen zu retten, der schon fast erfroren und daran auch eingeschlafen war. Da wurde nun der erste Mann angeklagt, daß er einen verunglückten Menschen gefühllos habe auf der Gasse liegen lassen, ohne ihm zu Hülfe zu eilen. Er entschuldigte sich damit, daß er sagte, er habe in der Dunkelheit geglaubt, es sei ein Scheit Holz, das im Wege liege. Der Richter aber sprach mit gerechtem

Unwillen: „Hast du kein Gefühl an deinem ganzen Körper, um wahrzunehmen, ob du auf ein Scheit Holz oder auf einen menschlichen Körper stoßest?“ — Der lieblose Mann wurde zur Strafe verurtheilt, und seine Entschuldigung für ganz ungiltig erklärt. —

Hat nun der Richter, fragte der Vater abermals, recht geurtheilt? — Die Kinder sahen leicht ein, daß auch dieses Urtheil des Richters ganz gerecht war.

Vierte Erzählung.

Nichtgebrauch des Geruchs.

Ein Mann wurde verklagt, daß er, als er sich des Nachts auf der Gasse befand, wo Feuer ausbrechen wollte, ohne alle Sorge und Aufmerksamkeit nach Hause gegangen sei. Ein anderer Mann kam nach, und bemerkte einen ungewöhnlichen Rauch, der aus einem Hause drang. Er rief dem erstern Manne, der sich schon an dem äußersten Ende dieser Gasse befand, den Ruf jedoch noch hätte vernehmen können; allein dieser eilte, ohne dem Rufenden Gehör zu geben, mit verdoppelten Schritten seiner Wohnung zu. — Der zweite Mann näherte sich nun dem Hause, aus welchem er Rauch hervordringen bemerkte. Er weckte die Leute auf, machte sie auf die Gefahr aufmerksam, und da man untersuchte, woher der brandichte Geruch komme, fand man, daß ein Balken, der in der Nähe eines bei Tag zu stark gefeuerten Waschkessels eingemauert war, von der Gluth schon ganz ergriffen sei. Es wurden nun einige Nachbarsleute zu Hülfe gerufen, und so das Feuer glücklich wieder gedämpft.

Als der sorglose Mann, welcher durch die Gasse ging, ohne auf den Rauch zu achten, angeklagt

wurde, entschuldigte er sich damit, daß er sagte, er habe nichts von einem brandichten Rauche wahrgenommen, sondern sei der Meinung gewesen, der Rauch komme aus dem Schornstein. Der Richter aber erwiederte, daß doch Jedermann einen brandichten Geruch von einem gewöhnlichen Rauch zu unterscheiden wisse, und der sorglose Nachbar wurde wegen Nichtgebrauch des Geruchsinnes zur Strafe verurtheilt. —

Auf die Frage des Vaters, ob der Richter recht geurtheilt habe, antworteten die Kinder abermals: Ja, ganz recht; denn eine solche Entschuldigung konnte nicht angenommen werden. —

Fünfte Erzählung.

Nichtgebrauch des Geschmacks.

Eine Taglöhnerin, welche in einem gewissen Hause sehr häufig zur Arbeit gedungen wurde, trank der Hausfrau öfters die beßte Milch heimlich weg. Als sie nun darüber ertappt und ihres Diebstahls wegen angeklagt wurde, entschuldigte sie sich damit, daß sie vorgab, sie habe in der Nacht nicht recht gesehen und sei daher der Meinung gewesen, sie trinke Wasser; denn sie habe seit einiger Zeit keinen richtigen Geschmack mehr. — Der Richter ließ ihr nun zwei steinerne Krüge vorsetzen. In dem einen war Essig, in dem andern Milch. Sie mußte aus dem ersten trinken, machte aber ein so saures und verzerrtes Gesicht, daß sie offenbar verrieth, es fehle ihr nicht an Geschmack. Der Richter fragte nun, was das sei, das sie so eben verkostet habe. Sie getraute sich nicht, eine Unwahrheit zu sagen, weil ihre Mienen und Geberden sie schon verrathen hatten. Jetzt be-

fahl ihr der Richter, auch von dem andern Kruge zu verkosten. Sie that es und sagte nun, daß das erstere, was sie getrunken, Essig, und das letztere Milch sei. — „Also," sprach der Richter, „fehlt es dir nicht an Geschmack, und deine Entschuldigung ist eine unverschämte Lüge. — Sie wurde zur verdienten Strafe gezogen und durfte überdies nicht mehr in dem genannten Hause arbeiten. —

War nun, fragte der Vater noch einmal, dieses Urtheil gerecht? — Die Kinder bejaheten es. „Und doch," fuhr der Vater weiter fort, „machet ihr Kinder es eben so, wie diese Leute. Ihr wollet euch immer entschuldigen, wenn ihr gefehlt habet. — Letzthin fielest du, Johann, auf der Straße über einen Stein und zerbrachst den Bierkrug. Als dir die Mutter darüber einen Verweis gab, sagtest du, du habest den Stein nicht gesehen. Konnte nun diese Entschuldigung gelten?" — Johann wurde schamroth und schwieg. Der Vater fuhr fort: „Hättest du deine Augen besser gebraucht, so würdest du den Stein auf der Straße auch gesehen, und den Krug nicht zerbrochen haben. — Du hast also gefehlt, weil du deine Sinne nicht gehörig brauchtest." —

Aus diesen Erzählungen lernten die Kinder einsehen, daß derjenige, der seine Sinne nicht gehörig braucht, immer strafbar sei; sie hüteten sich aber auch von nun an, sich in dergleichen Fällen entschuldigen zu wollen. — Der Vater war von dieser Zeit an besser mit ihnen zufrieden, und versprach ihnen, sie über ihre Sinne zu belehren, damit sie sich immerhin vor solchen ungegründeten Entschuldigungen hüten könnten. —

2) Belehrung über die Sinneswerkzeuge.

Wir können auf fünferlei Art Etwas erkennen oder wahrnehmen, indem wir nämlich Etwas sehen, oder hören, oder riechen, oder schmecken, oder fühlen. Das Vermögen, Etwas auf diese fünferlei Weise zu erkennen oder wahrzunehmen, nennt man Sinn. Es gibt also fünf Sinne. Diese heißen: 1) der Gesichtssinn, 2) der Gehörsinn, 3) der Geruchsinn, 4) der Geschmacksinn, und 5) der Gefühlssinn oder Tastsinn. Diesen fünffachen Sinn erhalten wir durch gewisse Theile unsers Körpers, welche besonders dazu eingerichtet sind. Man nennt diese Körpertheile Sinneswerkzeuge oder Sinnesorgane.

Das Auge

ist das Werkzeug für den Sinn des Gesichtes. Die Augen sind oben und vornen am Kopfe, damit wir von der Höhe herab Alles desto besser übersehen können. Die Höhle, worin das Auge sitzt, nennt man Augenhöhle. Sie ist ringsum mit starken Knochen umgeben, damit das zarte Auge vor jeder Verletzung geschützt wird. Die Augenbraunen halten die scharfen Schweißtropfen, welche bisweilen von der Stirne herabrollen, vom Auge ab. Das Augenlied mit seinen Wimpern schützt das Auge von Staub, Rauch u. dgl., und schließt sich schnell und unwillkührlich, wenn Etwas auf das Auge zufährt. Die Augenwimpern schützen auch bei offenen Augen gegen Insekten und mildern das zu grell einfallende Licht. In der Ecke des Auges nach Außen zu liegt die Thränendrüse, welche das Auge bewässert, und, wenn etwas Unreines ins Auge kommt, es gleichsam wegspült. — Der Augapfel ist inwendig voll von kristallhellem, etwas dicklichem

Wasser, und hat außen eine harte Haut, Hornhaut, genannt. Unter der Hornhaut liegt eine andere Haut, die das Auge wie mit einem Vorhange bedeckt. Diese Haut läßt nur in der Mitte eine kleine Oeffnung, durch welche die Lichtstrahlen hineinfallen müssen. Die Oeffnung heißt Augenstern, und kann erweitert und verengert werden. Durch den Augenstern fallen die Lichtstrahlen auf ein kristallhelles, festes und schlüpfriges Kügelchen, welches man die Kristalllinse nennt. Von der Kristalllinse werden die Lichtstrahlen auf eine weiße Haut (die Netzhaut) im Hintergrunde des Auges geleitet. Auf dieser Haut bilden oder spiegeln sich die Gegenstände ab, wie auf einem Spiegel, und werden dann durch viele feine Fäden, Nerven genannt, auf eine wunderbare Weise vor unser Innerstes gebracht. —

Das Ohr

ist das Werkzeug für den Sinn des Gehörs. — Wenn man in ein ruhig stehendes Wasser einen Stein wirft, so entstehen Wellen, welche sich in mehreren Wellen immer weiter und weiter in Kreisen verbreiten. Eben so geht es auch mit der Luft. Wenn sie an einem Punkte stark angeschlagen wird, so wirft sie auch solche Wellen, und diese verursachen den Schall. Der Schall entsteht also durch eine zitternde Bewegung der Luft. —

Der äußere Theil des Ohres heißt die Ohrmuschel. Diese fängt den Schall auf und leitet ihn in das Ohrloch, welches man auch den Gehörgang nennt. Der Gehörgang geht bis in die Mitte des Ohrs, und ist am Ende mit einem weißen Häutchen verschlossen. Dieses Häutchen heißt das Trommelfell. Hinter demselben ist eine Höhle,

die Trommelhöhle. In der Trommelhöhle sind drei kleine bewegliche Knöchelchen. Diese nennt man Hammer, Ambos und Steigbügel, weil sie einige Aehnlichkeit mit diesen Werkzeugen haben. Diese drei Knöchelchen bringen durch ihre Bewegung den Schall hinauf in den Irrgang, den man auch Labyrinth heißt. Der Irrgang besteht aus sehr vielen krummen Gängen, und von diesen aus wird dann der Schall durch sehr feine Fäden (Nerven) in das Gehirn geleitet. — Der Gehörgang ist krumm und mit Ohrenschmalz versehen, damit nicht kleine Thierchen in denselben kriechen können.

Die Nase

ist das Werkzeug für den Sinn des Geruchs. Sie steht über dem Munde, damit wir durch den angenehmen Geruch wohlschmeckender Speisen noch mehr gereizt, zugleich aber auch vor schädlichen und ekelhaften Genüssen gewarnt werden. — Die Nase besteht aus Knochen und Knorpeln, und ist durch eine Scheidewand in zwei Hälften oder Nasenlöcher getheilt. In denselben liegt eine Menge kleiner Nerven. Diese vereinigen sich in ein Paar Stämme, und reichen bis in das Gehirn. Wenn nun Dünste die Spitzen dieser Nerven berühren, so bringen letztere hievon Nachricht ins Gehirn und vor unsere Seele. —

Die Zunge

ist das Werkzeug für den Sinn des Geschmacks. Sie besteht aus mehreren verbundenen kleinen Wärzchen. Diese sind theils Nervenspitzen des Geschmacks, theils kleine Drüsen. Die Drüsen sondern zwischen den Nervenspitzen Feuchtigkeiten ab, und die Speicheldrüsen lassen denselben

beständig Säfte zufließen. Denn wenn das nicht wäre, so würden trockne Speisen gar keinen Geschmack für uns haben. Durch die Nerven, die sich nachher in ein Paar Stämme vereinigen, bekommt unser Innerstes Nachricht von den Dingen, die wir mit der Zunge berühren oder verkosten.

Das Gefühl

ist über den ganzen Körper verbreitet, es liegt jedoch vorzugsweise in den Fingerspitzen. Viele hundert Nerven laufen mit ihren Spitzen bis auf die Haut, und ziehen sich in das Gehirn hinein. Deßwegen fühlen wir auch am ganzen Körper. Die meisten Nerven aber laufen in den Fingerspitzen zusammen; und weil diese Nerven mit ihren Wärzchen kreisförmig stehen und das Oberhäutchen besonders dünn ist, so bedienen wir uns zum Anfühlen einer Sache beinahe immer der Fingerspitzen. In diesen ist also vorzugsweise der Tastsinn.

3) Entschuldigung wegen Mangel und Gebrechen der Sinneswerkzeuge.

Eines Abends, da alle Kinder beisammen waren, sagte der Vater: Ich habe euch letzthin Beispiele erzählt von Leuten, die wegen Nichtgebrauchs der Sinne angeklagt und gestraft wurden. Heute will ich euch auch Fälle erzählen, wo Leute zwar angeklagt, aber von Schuld und Strafe freigesprochen wurden.

Erste Erzählung.

Mangelhaftigkeit des Gesichts.

Ein Kind war einmal ganz allein zu Hause. Aus Langerweile schaute es zum Fenster hinaus.

Unbesonnener Weise legte es sich aber zu weit hinaus, sein Körper bekam das Uebergewicht, und es stürzte hinaus. Glücklicherweise blieb es noch mit dem Kleide an einem Haken des Fensterladens hängen, und fing nun, zwischen Himmel und Erde schwebend, jämmerlich zu schreien an. Ein Nachbar schaute auf dieses Geschrei zum Fenster hinaus, und zwar gerade in der Richtung, wo das Kind schreiend hing. Allein er schien ruhig zuzusehen, ohne sich nur im Geringsten zur Hülfe anzuschicken. Dagegen kamen andere Leute aus der Nachbarschaft herbei, und retteten das Kind aus dieser Gefahr.

Nun wurde der Mann wegen seiner Unbereitwilligkeit verklagt und vor Gericht gerufen. Man fragte ihn, warum er dem Kinde nicht zu Hülfe geeilt sei, da er doch die Gefahr desselben müsse gesehen haben. Er antwortete ganz unerschrocken, er habe zwar unablässig zum Fenster hinausgesehen, aber das Kind nicht wahrgenommen, weil er an Augenentzündung leide. Diese Aussage wurde untersucht und richtig befunden.

Was für ein Urtheil, fragte der Vater, wird wohl der Richter gefällt haben? — Nach einigem Besinnen antworteten die Kinder: „Er wird ihn wohl von Schuld und Strafe freigesprochen haben.“ — Ganz richtig, sagte der Vater, und erzählte weiter.

Zweite Erzählung.

Mangelhaftigkeit des Gehörs.

Ein Knabe wollte einmal Abends an einem Weiher Binsen holen. Er hatte sich bereits schon

mehrere abgeschnitten, und wollte eben aus dem Wasser gehen, da gerieth er auf eine schlammige Stelle, blieb stecken und konnte sich allein nicht mehr heraushelfen. Er schrie nun aus vollem Halse um Hülfe. Ein Müller, der ganz in der Nähe an seinem Mühldamme arbeitete, schien sich gar nicht um das Hülferufen des Knaben zu kümmern, und machte ruhig an seiner Arbeit fort. Da eilte ein Bauer, der auf dem Felde gearbeitet und das Geschrei des Knaben gehört hatte, herbei und half dem Knaben aus dem Sumpfe.

Der Müller wurde nun verklagt, daß er den Knaben habe hülflos im Sumpfe stecken lassen. Allein er erklärte vor dem Gerichte ganz offen, daß er zwar am Abende am Weiher gearbeitet, aber von dem Geschrei des Knaben nichts vernommen habe, indem er seit einiger Zeit so am Gehör leide, daß er zu Zeiten fast gar Nichts höre. Man erkundigte sich nun näher nach der Wahrheit seiner Aussage, und da sie richtig erfunden wurde, so sprach man ihn von Schuld und Strafe frei.

Dritte Erzählung.

Mangelhaftigkeit des Geruchs.

Die Krankenwärterin in einem Armenhause wurde angeklagt, daß sie es vernachlässige, den unerträglich widrigen Geruch im Krankenzimmer zu vertreiben. Als sie vom Richter deßhalb zur Verantwortung gezogen wurde, versicherte sie, daß sie von einem übeln Geruch im Krankenzimmer nichts wahrgenommen, und also auch nicht für nöthig gehalten habe, dasselbe zu räuchern. Uebrigens leide sie aber seit zwei Tagen sehr an Schnuppen, und das könnte wohl die

Ursache sein, daß sie den vorgeblichen übeln Geruch nicht wahrgenommen habe. — Ihre Angabe wurde untersucht und wahr erfunden, daher man sie auch von Schuld und Strafe frei sprach.

Vierte Erzählung.

Mangelhaftigkeit des Geschmacks.

Die Köchin in einem Gasthause wurde bei ihrem Herrn angeklagt, daß sie seit einiger Zeit die Speisen nicht mehr gehörig zubereite; bald seien sie zu salz-sauer, bald gar nicht gesalzen. Der Hauswirth ließ nun die Köchin vorrufen, machte ihr Vorwürfe, daß sie die Speisen nie verkoste, ehe sie dieselben auf den Tisch bringe, und wollte sie wegen dieser Nachlässigkeit des Dienstes entlassen. Allein die Köchin versicherte, daß sie die Speisen jedes Mal verkostet, aber nie wahrgenommen habe, daß dieselben nicht recht zubereitet gewesen seien. Während der Wirth noch sprechen wollte, trat ein guter Freund des Wirthes ein. Der Wirth erzählte ihm mit wenig Worten die Ursache seines Unwillens. Da sagte der Freund, der ein Arzt war, daß die Köchin nicht recht gesund scheine, denn ihr Aussehen verrathe einen krankhaften Zustand. Der Arzt fühlte ihr nun den Puls, beschaute ihre Zunge und überzeugte sich dadurch, daß die Köchin wirklich krank war. Und da sie schon einige Nächte hindurch sehr lange hatte aufbleiben müssen, so glaubte sie, Erkältung und angestrengte Arbeit werde die Ursache ihrer Krankheit sein. Der Wirth erkannte nun, daß sie schuldlos sei, ließ sie treulich verpflegen und ersuchte den Arzt, für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit Sorge zu tragen.

Fünfte Erzählung.

Mangelhaftigkeit des Gefühls.

Ein Reisender wurde angeklagt, daß er in einem Wirthshause, wo er übernachtete, seinen groben Filzhut gegen einen feinen Seidenhut vertauscht habe. Als ihn der Richter deßhalb zur Rede stellte, antwortete der Angeklagte, er habe in der Dunkelheit seinen Hut nicht von dem seines Gesellschafters im Schlafzimmer unterscheiden können, und sei daher der Meinung gewesen, nur seinen eigenen Hut zu haben. Der Richter entgegnete: "Hättest du nicht mit Händen greifen (betasten) können, daß zwischen diesem groben Filzhut und einem feinen Seidenhute ein großer Unterschied ist?" — Der Angeklagte, dessen Hände bei der großen Kälte des Winters so gelitten hatten, daß er durch Betasten oder Anfühlen ähnliche Dinge wirklich nicht mehr zu unterscheiden vermochte, zeigte seine erfrornen Glieder vor, überzeugte den Richter dadurch von seiner Schuldlosigkeit, und wurde somit von Schuld und Strafe freigesprochen.

* * *

Durch diese Erzählungen wurde es den Kindern deutlich, daß ein Fehler, welcher aus Mangel gesunder Sinneswerkzeuge begangen wird, nicht strafbar sei. Aber sie erkannten auch, daß gesunde Sinneswerkzeuge für jeden Menschen äußerst wichtig seien, und daß man sich leicht Unannehmlichkeiten oder ungerechten Anklagen aussetzen könne, wenn man seine Sinneswerkzeuge nicht sorgfältig vor solchen Mängeln und Gebrechen verwahre. Sie baten daher den Vater, er möchte sie nun auch noch be-

lehren, wie man die Sinne vor Verletzung und Beschädigung verwahren könne; und der Vater erfüllte mit Freuden ihre Bitte.

4) Verwahrung, Uebung und Stärkung der Sinneswerkzeuge.

Das Auge

ist das zarteste Sinneswerkzeug; es kann daher auch am leichtesten verletzt werden. Wie sehr schmerzt es, wenn auch nur das kleinste Stäubchen in unser Auge kommt! Und welch' ein großes Unglück ist es, blind zu werden! Der Blinde kennt seinen beßten Freund und Wohlthäter nur der Sprache nach; ihm leuchtet kein Mond und keine Sonne; er muß tausend Freuden entbehren, ja, er weiß nicht einmal, was er ißt. „Ein blinder Mann, ein armer Mann“ — ist daher wohl ein wahres Sprichwort.

Darum meidet Alles, wodurch ihr euern Augen schaden könntet. Den Augen schadet: übermäßige Anstrengung, Beschäftigung mit feinen Arbeiten oder mit Lesen in der Dämmerung, und bei zitternden Lichtflammen, oder auch bei zu hellem Sonnenlichte; zu nahes Hinhalten der Gegenstände vor die Augen; Hineinschauen in die Sonne; zu schneller Uebergang von der Finsterniß in die Hellung; Staub und Rauch; zu vieles Weinen; Reiben in den Augen; erhitzende und die Augen entzündende Getränke; und Verletzungen. Kinder sollen deßwegen nie mit scharfen und spitzigen Sachen spielen, oder dergleichen Dinge in Händen halten, wenn sie irgendwo hinaufsteigen oder herunterspringen wollen. Auch sollen sie sich hüten, Andern mit Gabeln oder Messern vor dem

Gesichte herum zu fahren, oder gar einander Sachen ins Gesicht zu werfen.

Die Augen werden geübt und gestärkt durch abwechselnden Gebrauch derselben in die Nähe und Ferne; durch den Anblick des Grünen in freier Luft; durch öfteres Waschen mit frischem Wasser, besonders des Morgens, und durch Uebungen im Messen mit freiem Auge. Im Alter verlieren die meisten Menschen das Vermögen, in die Nähe zu sehen; andere sehen dagegen schon von Jugend auf nicht gut in die Ferne, und heißen deßhalb kurzsichtig. — Kinder sollen sich besonders vor zwei Fehlern hüten, nämlich vor dem Blinzeln und Schielen.

Das Ohr

ist nebst dem Auge das wichtigste Sinneswerkzeug. Durch das Ohr erfahren wir Manches, was unsere Augen nicht sehen können; besonders nöthig ist es uns bei Nacht. Durch das Gehör vernehmen wir schon von ferne das Geräusch der hinter uns herkommenden Wagen oder Pferde, und können dann noch bei Zeiten ausweichen. Wir können also durch Hülfe desselben vielen Gefahren entgehen. Aber auch viele edle Freuden verschafft uns das Gehör, indem wir durch dasselbe zum Gesange und zur Musik überhaupt fähig werden. Viele tausend Vergnügungen müßten wir entbehren, ja wir könnten nicht einmal mit einander reden, wenn uns das Gehör mangelte; denn wer von Kindheit an taub ist, ist zugleich auch stumm, weil er nie reden hört, daher taubstumm.

Das Gehör kann verdorben werden durch zu starken und grellen Knall; durch Erkältungen nach vorhergegangenem Schweiße; durch zurückgetriebene Kopfausschläge; durch Schlafen in feuchten Kammern; durch übermäßiges Warmhalten des Kopfes;

durch Schläge an den Kopf (sogenannte Ohrfeigen) u. dgl. Auch dadurch schadet man dem Gehöre, wenn man, wie zuweilen unartige Kinder zu thun pflegen, Andern stark in das Ohr schreit; und wohl auch dadurch, daß man die Ohren nicht von dem zu sehr angehäuften Ohrenschmalze reinigt. Da es schon geschehen ist, daß den Leuten Insekten in das Ohr gekrochen sind, so hat man sich auch zu hüten, auf freiem Felde sich auf den Boden zu legen, um zu schlafen.

Das Gehör läßt sich durch Uebung verfeinern, wenn man sich nämlich übt, Gegenstände dem Schalle nach zu unterscheiden. Es gibt ein Kinderspiel, wobei ein Kind mit verbundenen Augen suchen muß, die übrigen Kinder, welche in einer immer wechselnden Reihe stehen und einzeln einen Laut von sich geben, an der Stimme zu unterscheiden. Und dies Spiel ist sehr geeignet, das Gehör zu üben. Uebrigens übt und stärkt das Gehör nichts besser und sicherer, als Erlernung des Gesangs und der Musik.

Der Geruchssinn

ist sehr empfindlich, und fordert darum auch Vorsicht und sorgfältige Verwahrung. Eine sehr gewöhnliche Krankheit ist der Schnuppen (Schnupfen). Die Ursache derselben ist meistens Verkältung. Man muß sich also vor dieser zu hüten suchen. Dem Geruchssinne sind schädlich nicht nur faule und starke üble Gerüche, sondern auch die Ausdünstungen zu stark riechender Blumen; denn diese verursachen Kopfschmerzen und Schwindel. Schläft man in Zimmern, wo sich dergleichen starke Blumendüfte befinden, so erfolgt oft Betäubung und wohl gar Schlagfluß.

Der Geruch leistet uns sehr viele und nützliche Dienste; er warnt uns vor schädlichen Genüssen und

Ausdünstungen; er hilft uns Feuersgefahr oft früher entdecken, als das Auge sie wahrnimmt; er kann endlich bei Ohnmachten unsere Wiederbelebung befördern, wenn man uns scharf riechende Sachen vor die Nase hält. — Der Ackersmann muß riechen können, ob sein Heu, Stroh und Korn gut sei oder nicht; der Handwerker und der Kaufmann müssen die Güte vieler ihrer Waaren durch den Geruch unterscheiden lernen.

Da die Nase auch zum Athmen dient, so muß man sich schon in der Kindheit daran gewöhnen, nicht durch den Mund, sondern durch die Nase zu athmen; denn durch die Nase wird die eingeathmete Luft ein wenig erwärmt, ehe sie in die Luftröhre kommt, und der Mund trocknet nicht zu sehr aus. — Reinliche Kinder führen immer ein Sacktüchlein mit sich, um die Nase von Zeit zu Zeit von dem Schleim, der sich in derselben anhäuft, zu reinigen. Nur ganz schmutzige unreinliche Kinder pflegen die Nase entweder gar nicht zu reinigen, oder sie wohl gar an ihre Aermel zu putzen.

Der Geschmack

dient dazu, um manche Nahrungsmittel von einander zu unterscheiden, und dieselben angenehmer und wohlschmeckender zu machen. Durch den Geschmack können wir Manches unterscheiden, was weder durch das Gesicht, noch durch das Gefühl unterscheidbar ist. Dem Wein- und Bierwirth, so wie auch der Köchin ist der Geschmack ganz unentbehrlich. — Der Geschmack wird verdorben: durch Rauchtabak, durch hitzige Getränke, durch stark gesalzene und gepfefferte Speisen, so wie auch durch schnellen Wechsel von sehr kalten und heißen Speisen und Getränken.

Manche Menschen wollen nur das genießen, was ihnen wohl schmeckt; sie sind leckerhaft oder nasch-

haft. Naschhaftigkeit ist ein großer Fehler. Nicht Alles, was gesund und heilsam ist, schmeckt auch wohl und gut; und nicht Alles, was wohl und gut schmeckt, ist auch heilsam und gesund. Arzneien schmecken meistens bitter, sind aber doch heilsam. — Kinder müssen sich gewöhnen, Alles zu essen, was ihnen ihre Eltern vorsetzen. Und wer hungrig ist, dem schmeckt auch eine geringe Kost wohl, wie das Sprichwort sagt: „Der Hunger ist der beste Koch."

Das Gefühl

ist nöthig, um uns durch den Schmerz vor Gefahren zu warnen, und um unbändige Menschen zu zähmen. Unser Gefühl muß sogar sehr oft unser Auge zurechtweisen und dasselbe bei der Dunkelheit unterstützen, oder wohl gar ersetzen. Da wir am ganzen Körper fühlen, so empfinden wir auch leicht Schmerzen, wenn wir verletzt werden. Indessen muß man sich gewöhnen, auch Schmerzen ruhig zu ertragen. Es ist gar unartig, wenn Kinder wegen jeder Kleinigkeit gleich zu weinen und zu schreien anfangen, oder bei der geringsten Kälte schon zittern und beben. Die Kinder auf dem Lande müssen sich besonders daran gewöhnen, Hitze und Kälte, Regen und Wind ertragen zu lernen. Durch frühzeitige Gewöhnung kann der Körper sehr abgehärtet werden; nur muß man es auch hierin nicht übertreiben.

Das Gefühl in den Fingerspitzen, den eigentlichen Tastsinn, soll man aber möglichst zu üben suchen; denn er ist bei vielen Arbeiten unentbehrlich. Durch Reinlichkeit wird das Gefühl am beßten erhalten. Durch zu schnellen Wechsel von Hitze und Kälte, von heißem und kaltem Wasser und durch Schmutz verderbt man das Gefühl, besonders in den Fingerspitzen. Durch Uebung kann man es so weit bringen, daß

man im Stande ist, Münzen, ähnliche Holzarten, Metalle, ja sogar Farben durch bloßes Anfühlen zu unterscheiden. Blinde haben gewöhnlich ein sehr richtiges gut geübtes Gefühl. Warum? —

Zweites Hauptstück.

Die Seele.

Erstes Gespräch.

Lehrer: Du weißt, daß der Mensch durch seine fünf Sinne wahrnehmen kann, was außer ihm und um ihn her vorgeht. Ist es aber wohl dein Auge, das sieht? dein Ohr, das hört, oder bist du es, der durch das Auge sieht und durch das Ohr hört?

Anton: Ich bin es, der durch das Auge sieht, durch das Ohr hört, durch die Nase riecht, und mit der Zunge schmeckt.

L.: Die Sinne selbst können also Nichts wahrnehmen; was sind sie daher für dich?

Ant.: Die Sinne sind Werkzeuge oder Mittel für mich, durch welche ich Etwas wahrnehmen kann.

L.: Doch, macht das, was du wahrnimmst, keinen Eindruck auf dich? — Wenn du z. B. einen zerlumpten alten Mann vor deiner Hausthüre sich niedersetzen siehst, — wirst du wohl nur so an ihm vorbei gehen, ohne Etwas zu denken?

Ant.: Ich würde denken, der Mann ist müde, er will ausruhen.

L.: Du denkst also daran, warum er sich wohl niedersetzte. — Was könntest du aber noch weiter denken, wenn du seine zerlumpten Kleider betrachtetest?

Ant.: Es wird ihn wohl frieren; er bedarf der Kleidung.

L.: Wenn du, Moritz, im Winter eine Zeitlang auf dem Eise gingest, und endlich ein Krachen hörtest, würdest du wohl weiter fortgehen, ohne Etwas zu denken?

Moritz: Nein; ich würde denken: das Eis wird an dieser Stelle wohl zu dünn sein und kann daher brechen; ich muß also schnell zurückgehen, damit ich nicht untersinke.

L.: Wenn du, Karl, bemerktest, daß in deiner Stube auf einmal ein brandichter Geruch entstünde, würdest du wohl unbesorgt auf deinem Stuhle sitzen bleiben, ohne Etwas zu denken?

Karl: Nein; ich würde denken: Es wird wohl Etwas zu nahe beim Ofen stehen, das diesen Geruch verursacht; ich muß also nachsehen, damit kein Brandunglück entstehe.

L.: Wenn du, Johann, bei recht großem Durst ein Wasser verkostetest, das einen widrigen und ekelhaften Geruch hätte, würdest du wohl ohne weiteres deinen Durst damit löschen wollen?

Johann: Nein; ich würde denken: Dieses Wasser ist wohl ungesund und könnte mir schädlich werden, wenn ich es tränke, ich darf es also nicht trinken.

L.: Wenn du, Joseph, in einer sehr warmen Stube auf einmal Kopfschmerzen fühltest, würdest du wohl in dieser Stube noch länger verweilen?

Joseph: Nein; denn ich müßte denken: Das Kopfweh rührt sicher von der großen Ofenhitze her; ich muß also entweder aus der Stube gehen, oder doch die Fenster öffnen, damit die überflüssige Wärme vergeht.

L.: Nun sehet, Kinder, so könnet ihr bei Allem, was ihr durch eure fünf Sinne wahrnehmet, immer Etwas denken. Ihr könnet nachdenken, warum

Etwas geschieht, oder warum ihr Etwas thun oder unterlassen sollet. Wenn ihr z. B. auf das Eis gehet und höret, daß es auf einmal anfängt zu krachen, so fällt euch gleich ein, warum es kracht, und was ihr deßhalb zu thun habet. Doch — muß man denn immer Etwas sehen, hören, riechen, schmecken oder fühlen, um Etwas denken zu können? — Ihr wisset nicht zu antworten? — Nun so sage mir, Anton, siehst du wirklich deinen Vater? —

Ant.: Nein, ich sehe ihn nicht, weil er nicht da ist.

L.: Aber du kannst doch an ihn denken, d. h. du kannst dir vorstellen, wo er vielleicht sein werde, wie er gekleidet sei, oder womit er sich wohl beschäftige; nicht wahr?

Ant.: Allerdings kann ich mir dies vorstellen.

L.: Wir hören z. B. jetzt das Klappern der Mühle in unserm Dorfe nicht; wir riechen wirklich den angenehmen Duft der Rose nicht; wir schmecken wirklich den süßen Honig nicht; und fühlen auch die strenge Kälte des Winters nicht, wenn wir in der warmen Stube sind: allein wir können uns doch alles dies so vorstellen, als ob wir es wirklich hören, riechen, schmecken und fühlen würden. Ihr sehet also, Kinder, daß wir, um an Etwas denken zu können, nicht gerade immer Etwas mit den Sinnen wahrnehmen müssen, sondern auch ohne Sinneswahrnehmung Etwas denken können. — Damit ihr aber dies noch deutlicher erkennet, so will ich euch noch einige kurze Geschichten erzählen.

Friedrich wurde verklagt, daß er mit einem Ball ein Fenster seines Nachbars eingeworfen habe. Der Richter verurtheilte ihn zum Schadenersatz und ließ

ihn überdieß noch eine Stunde einsperren. — Dünkt euch dieses Urtheil gerecht? —

Ant.: Ja, ich glaube, daß der Richter recht geurtheilt hat.

L.: Wie so? — Friedrich hat doch das Zerbrechen des Fensters nicht vorher gesehen? —

Ant.: Allerdings; aber er hätte sich doch vorstellen können: das Glas ist zerbrechlich, es kann also durch den Ball eingeworfen werden.

L.: Richtig; er wurde also zur Strafe verurtheilt, weil er nicht darüber nachdachte, was aus seinem Werfen entstehen könnte. Und nun einen anderen Fall:

Konrad wurde verklagt, daß er eine Scheure angezündet habe, wodurch noch drei andere Häuser in Brand geriethen. Er wurde vor den Richter geführt und verhört. Konrad gestand, daß er mit einer Flinte nach den Vögeln auf dem Strohdache der Scheure geschossen habe, und daß dann leider das Dach in Brand gerathen sei; aber er betheuerte, daß er durchaus nicht die Absicht gehabt habe, die Scheure anzuzünden. Der Betheuerungen ungeachtet wurde Konrad zu sehr großer Geldstrafe und zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. — Was haltet ihr, Kinder, von diesem Urtheile?

Karl: Dies Urtheil war gerecht; denn da Konrad durch sein Schießen großes Unglück verursachte, so verdiente er auch harte Strafe.

L.: Aber Konrad sah das Dach doch nicht vorher brennen, und betheuerte ja, daß er die Scheure nicht habe abbrennen wollen? —

Karl: Wohl! Aber er hätte auch denken können, daß durch das Schießen mit einem Feuergewehre das Strohdach angezündet werden könnte.

L.: Das hätte er freilich denken sollen; und weil er es aber nicht dachte, wurde er auch so empfindlich gestraft. — Ihr werdet nun einsehen, daß der Mensch das Vermögen hat, Etwas zu denken, oder sich Etwas vorzustellen, wenn er auch nicht gerade durch die Sinne wirklich Etwas wahrnimmt. Und darum soll jeder Mensch bei Allem, was er thut, immer bedachtsam sein, d. h. er soll immer auch an das denken, was aus seinen Handlungen entstehen kann.

Zweites Gespräch.

L.: Ihr habet eingesehen, lieben Kinder! daß ihr, auch ohne wirklich Etwas mit den Sinnen wahrzunehmen, dennoch Etwas denken könnet. — Wenn euch aber Jemand sagte, er habe bei Nacht einen feurigen Mann gesehen, der keinen Kopf gehabt habe; was würdet ihr hierüber denken?

Johann: Ich würde denken, daß dies nicht wahr sein könne; denn feurige Männer ohne Kopf kann es gar nicht geben.

L.: Wenn ihr zwei Knaben mit einander von dem Kreuz auf dem Kirchthurme reden hörtet, und der Eine sagte, das Kreuz sei kaum einen Fuß lang, der andere aber behauptete, das Kreuz sei wenigstens 8 Fuß lang, was würdest du, Anton, wohl hiebei denken?

Ant.: Ich würde denken, der Eine hat eine falsche Meinung, wenn er glaubt, daß das Kreuz so klein sei, denn in der Entfernung scheinen alle Gegenstände kleiner, als sie wirklich sind.

L.: Richtig! denn auch die vielen tausend Sterne, die wir des Nachts bei heiterm Himmel am Firmamente glänzen sehen, scheinen nur ganz kleine Punkte zu sein, und doch sind viele bei weitem größer als

unsere ganze Erde. — Ihr sehet also, der Mensch kann auch Wahres von Faschem unterscheiden, d. h. er kann darüber nachdenken, ob Etwas wirklich so ist, wie es ihm vorkommt, oder ob es nur so scheint. —

Wenn zu dir, Joseph, ein Knabe sagte: „Komm, wir wollen uns heimlich in des Nachbars Garten schleichen und Obst herunter nehmen!“ — würdest du wohl mit ihm gehen? —

Jos.: Nein; denn ich würde denken: Es ist nicht recht, einem Andern Etwas zu stehlen; und was nicht recht ist, das darf ich auch nicht thun.

L.: Wenn ein anderer Knabe zu euch sagen würde: „Kommet, wir wollen heute nicht in die Schule gehen; wir wollen lieber ins Feld hinaus und mit einander spielen, bis die Schule aus ist, und dann zu Hause sagen, wir seien in der Schule gewesen,“ — würdet ihr diesem Knaben wohl folgen? —

Alle: Nein, denn das wäre doppelt unrecht; einmal wenn wir die Schule versäumten, und dann noch, wenn wir eine Lüge sagten.

L.: Ihr könnet also auch denken, was recht und unrecht ist. Wie würdet ihr aber einen solchen Knaben nennen, der euch so zum Unrechtthun verführen wollte?

Alle: Einen bösen Knaben.

L.: Aber der Knabe, den ihr böse nennt, wußte vielleicht nicht, daß es unrecht ist, Obst zu stehlen, die Schule zu versäumen und zu lügen?

Ant.: O das wußte er gewiß; denn jeder Mensch kann wissen, was recht oder unrecht ist. Wer aber weiß, was recht ist, und es doch nicht thut, der ist böse.

L.: Wie werdet ihr aber ein Kind nennen, das immer Alles gerne thut, was seine Eltern haben wollen, und das sich auch gegen andere Kinder immer freundlich, artig und liebevoll beträgt?

Alle: Ein gutes, artiges Kind.

L.: Ihr könnet also auch erkennen, was gut oder böse ist. — Nun höret auch noch eine Erzählung von einem Knaben, den ich kenne, und saget mir dann, ob er gut oder böse genannt werden könne.

Hans war der Sohn eines Bauern, der auf einem einsamen Bauernhofe wohnte. Er folgte seinen Eltern in allen Stücken; er war fleißig, arbeitsam, gegen seine Geschwister recht gut und liebreich, und that überhaupt keinem Menschen Etwas zu leide. Allein dennoch war er nirgends beliebt. Seine Haare waren fast nie gekämmt, seine Nägel beinahe so lang als seine Finger, sein Gesicht und seine Hände immer schmutzig, seine Kleider voll Koth, und selbst seine Sonntagskleider trugen immer Spuren von Fettflecken; auch roch er immer so stark nach dem Pferdstall und der Dunggrube, daß in der Schule kein Kind neben ihm sitzen mochte, obwohl er übrigens gegen alle Schüler recht dienstfertig und gefällig war. — Was haltet ihr nun von diesem Knaben? — War er ein böser Knabe?

Ant.: Ein böser Knabe ist Hans zwar nicht; aber ein unreinlicher schmutziger Knabe.

L.: Gut! — Unreinlichkeit und Schmutzigkeit ist häßlich; was aber häßlich ist, das kann keinem Menschen gefallen. Auch Hans besserte sich bald; denn sein Lehrer sagte ihm in der Schule, daß man sich anständig und schön betragen müsse, wenn man unter Menschen leben und sich von den Thieren unterscheiden wolle. Das Thier kann freilich nicht wissen, was schön oder häßlich ist. Kann es aber der Mensch?

Alle: Ja, der Mensch kann unterscheiden, was schön und häßlich ist.

L.: Gut! — Ihr habt nun gehört, daß der Mensch erkennen kann, was wahr und falsch, recht und unrecht, gut und bös, schön und häßlich ist. Da ihr nun dies wisset, so müsset ihr euch auch vornehmen, bei allem, was ihr thut, immer darüber nachzudenken, ob das, was ihr thun wollet, auch wahr, recht, gut und schön sei, und dann nach dieser Erkenntniß handeln.

Drittes Gespräch.

L.: Wir können denken, ohne Etwas durch die Sinne wahrzunehmen. Die Sinne sind es also nicht, die denken können. Wer soll aber denn denken? — vielleicht der Körper? — Fleisch und Knochen? — Es muß also in dem Körper wohl noch etwas sein, das durch die Sinne wahrnimmt, und auch ohne Sinne denken kann, nicht wahr?

Ant.: Ja, so scheint es.

L.: Sprichst du nicht immer, wenn du etwas gethan hast, oder thun willst: „Ich habe das gethan, oder: Ich will das thun?" — Ist das Ich in dir wohl dein Körper selbst?

Ant.: Nein, das Ich ist nicht mein Körper selbst.

L.: Du unterscheidest also dein Ich von deinem Körper, und dein Körper ist gleichsam nur das Mittel oder Werkzeug, mit welchem dein Ich etwas thut?

Ant.: Ja, so ist es. Meine Füße können nicht gehen, wenn ich es nicht will; meine Hand bewegt sich nicht, wenn ich nicht will. Sobald ich aber nur denke: „Ich will meine Hand, meinen Fuß, meinen Finger bewegen," so bewegt sich auch meine Hand, mein Fuß, mein Finger.

L.: Dein Ich ist also die Kraft, welche deinen Körper bewegt, und diese Kraft ist in deinem Körper. Haben aber alle Körper, z. B. auch die Steine, die Kraft in sich, daß sie sich bewegen können, wie sie wollen?

Jos.: Nein, nicht alle Körper können sich von selbst bewegen; nur die Menschen und die Thiere haben eine solche Kraft in sich.

L.: Ich sah aber doch letzthin vor eines Metzgers Hause ein Schaf liegen, das sich nicht bewegen konnte? —

Jos.: Ja gewiß ein todtes Schaf! — Wenn die Thiere oder die Menschen todt sind, dann können sie sich freilich nicht mehr bewegen.

L.: Richtig! Nur lebende Geschöpfe haben also die Kraft, sich zu bewegen, in sich. Kann man aber diese Kraft sehen? —

Ant.: Nein; denn sie ist in den lebenden Geschöpfen; man sieht sie aber auch nicht herausgehen, wenn ein Mensch stirbt, oder ein Thier geschlachtet wird.

L.: Gut! Diese innere unsichtbare Kraft nun, welche Menschen und Thiere belebt, nennt man Seele. Die Menschen und Thiere haben also Seelen. Die Menschenseele belebt und bewegt den menschlichen Körper; die Thierseele belebt und bewegt den Thierkörper. Die Menschenseele kann durch die Sinne wahrnehmen, was außer ihr vorgeht, und die Thierseele kann dies auch. Darin sind sich die Menschenseele und Thierseele also ähnlich. Aber glaubst du wohl, daß zwischen beiden nicht auch ein Unterschied statt finde?

Ant.: Das weiß ich nicht recht.

L.: Sagtest du denn nicht selbst, der Mensch könne denken, wenn er Etwas wahrnimmt, und: er

könne auch Etwas denken, ohne wirklich Etwas mit den Sinnen wahrzunehmen? — Glaubst du wohl, daß das Thier dies auch könne?

Ant.: Ich glaube nicht, daß das Thier denken kann.

L.: Nun, da hast du ja schon einen Unterschied aufgefunden, nämlich: der Mensch kann denken; das Thier kann nicht denken. Der Hund z. B. ist eines der gelehrigsten Thiere und hat einen sehr feinen Geruch; aber er kann, wenn er etwa in der Stube einen brandichten Geruch wahrnähme, nicht denken: „Es liegt vielleicht ein Handschuh auf dem Ofen, der diesen Geruch verursacht; ich muß ihn hinweg thun, damit er nicht verbrennt.“

Karl: Der Hund kann aber doch das Haus bewachen, damit kein Dieb hinein komme?

L.: Allerdings; er kann aber blos die bekannten Leute von den Fremden unterscheiden; denn wenn ein guter Freund deiner Eltern, oder sonst ein fremder Herr zu deinen Eltern kommt, so bellt er diese eben so heftig an, wie einen Dieb oder Bettler. Daraus siehst du, daß er die Diebe doch nicht von den Fremden unterscheiden kann.

Jos.: Der Mensch kann auch unterscheiden, was recht oder unrecht, gut oder böse, wahr oder falsch, schön oder häßlich ist. Das können die Thiere gleichfalls nicht. Mir fällt eben eine kleine Fabel ein vom Hunde:

Mit einem Stückchen Fleisch, das er dem Koch genommen,
Springt Spitz, Verfolgern zu entkommen,
In einen Fluß. Er schwimmt und sieht hinein,
Sieht sich, und auch das Fleisch. Ihm dünket dieser Schein
Ein andrer Hund mit Fleisch zu sein.
Sogleich nimmt ihn die Lust, auch dies zu haben, ein;
Besiegt von der Gewalt des Neides
Schnappt er nach jenem; — weg war Beides.

L.: Dieser Hund konnte also auch das Wahre vom Falschen nicht unterscheiden, und eben so auch nicht Recht von Unrecht; denn sonst hätte er nicht dem vermeintlichen andern Hunde das Fleisch wegschnappen wollen.

Die Menschenseele hat also große Vorzüge vor der Thierseele; deßwegen nennt man sie aber auch noch anders: Die Menschenseele ist ein Geist. Das Ich im Menschen, das unsichtbare Wesen in uns, das denken, ohne Sinneswahrnehmung Etwas denken, Recht von Unrecht, Gutes von Bösem, Wahres von Falschem unterscheiden kann, das ist der Geist des Menschen; und dieser Geist ist unsichtbar.

Viertes Gespräch.

Ant.: Wie kann man aber erkennen, daß der Mensch einen Geist habe, und die Thiere nicht, da man den Geist doch nicht sieht?

L.: Den Geist erkennt man aus seinen Wirkungen, d. h. aus dem, was er wirkt und schafft; und auch die Seele erkennt man aus ihren Wirkungen, nämlich daraus, daß sie den Körper bewegt und belebt. — Wißt ihr mir einige Wirkungen des Geistes anzuführen?

Karl: Der Geist kann denken; er kann ohne Sinneswahrnehmung Etwas denken; er kann unterscheiden, was recht und unrecht, wahr und falsch, gut und bös, schön und häßlich ist.

L.: Gut! Der Geist kann aber auch Ursach und Wirkung unterscheiden, und —

Jos.: Was nennt man denn eine Ursache?

L.: Wenn du im Winter in eine Stube kommst, und es da sehr warm findest, so denkest du sicher, daß Feuer im Ofen sei, denn dadurch pflegt man im Winter die Stube zu erwärmen. Das Feuer im

Ofen ist die Ursache, und die Wärme der Stube die Wirkung. — Wenn ich aus dem Hause ins Freie komme, und finde Straße, Gras, und was sonst da ist, naß: so denke ich, daß es geregnet habe. In diesem Falle ist der Regen die Ursache, das Naßsein der Straßen u. s. w. die Wirkung. — Nun wirst du wohl selbst zu sagen wissen, was man Ursache und Wirkung nennt? —

Jos.: Ja; das, was Etwas macht oder hervorbringt, nennt man Ursache; und das, was aus einer Ursache entsteht, oder hervorgebracht wird, nennt man Wirkung.

L.: Meinst du wohl, die Thiere könnten auch Ursache und Wirkung unterscheiden?

Jos.: Nein, ich glaube nicht, daß die Thiere dies könnten.

L.: Daß der Mensch Ursache und Wirkung unterscheiden kann, ist also ein weiterer Vorzug des Menschengeistes vor der Thierseele. Doch ihr sollet noch mehr Vorzüge erkennen lernen! — Sage mir, Anton, was denkst du allemal, wenn du in die Schule gehst?

Ant.: Ich denke: Ich will recht fleißig und aufmerksam sein, damit ich recht geschickt werde, und recht viel Gutes lernen kann.

L.: Das ist schön! Du nimmst oder setzest dir also vor, was du thun willst, du machst einen Vorsatz. Kann wohl jeder Mensch den Vorsatz oder Entschluß fassen, Etwas zu thun?

Ant.: Ich glaube, daß dies jeder Mensch kann.

L.: Ein weiterer Vorzug des Menschengeistes ist also der, daß er sich entschließen oder den Vorsatz machen kann, Dies oder Jenes zu thun. Das können aber die Thiere nicht. — Doch wenn du einmal den Vorsatz machtest, anstatt in die Schule anders-

wohin zu gehen, um da mit andern Knaben zu spielen — was für einen Gedanken würdest du wohl sogleich auch in dir selbst vernehmen? —

Ant.: Den Gedanken, daß dieser Vorsatz unrecht sei, und daß ich diesen Vorsatz nicht ausführen dürfe.

L.: Hast du nun nicht schon öfters so bei dir selbst gedacht und zu dir selbst gesagt: Das oder das war nicht recht und gut; das habe ich dumm gemacht; das hätte ich nicht so machen sollen? —

Ant.: O ja; ich habe schon manchmal so gedacht.

L.: Nun daraus kannst du sehen, daß der Geist einen Richter über sich selbst macht; daß er sich selbst das Urtheil spricht und sich selbst sagt, was recht oder unrecht, gut oder böse ist; und weil nun der Menschengeist dies in sich vernimmt, so sagt man, der Mensch habe Vernunft. Die Vernunft ist also die Eigenschaft des Geistes, sich selbst über seine eigene Gedanken, Vorsätze und Handlungen zu vernehmen. Der Mensch hat Vernunft, er ist vernünftig; das Thier hat keine Vernunft, es ist unvernünftig. —

Wenn nun alle Menschen Vernunft haben, und also in sich selbst vernehmen, was recht, gut und wahr ist; warum handeln denn nicht alle Menschen recht, gut und schön?

Ant.: Das weiß ich nicht.

L.: Wenn du darüber nachdenkst, wirst du es bald einsehen. Du hast vorhin gesagt, der Mensch könne sich Etwas vornehmen, oder den Entschluß fassen, Etwas zu thun. Gesetzt nun, ein Knabe holte dich ab zu einem Spaziergange; du gingest mit ihm auf das Feld. In einem Garten, an dem ihr vorbeiginget, hingen die herrlichsten Aepfel. Der Knabe, mit dem du gingest, versuchte die Gartenthüre zu

öffnen, fände sie wirklich nicht verschlossen und ihr ginget hinein. Der Knabe zeigte dir einen Ast, der tief bis zum Boden herabhinge, und er sagte zu dir: „Da greif zu!“ Er selbst aber machte sich über die Aepfel her und füllte damit seine Taschen. Du dächtest zwar darüber nach, und urtheiltest, es sei unrecht, in einem fremden Garten Aepfel zu pflücken, faßtest auch den Entschluß, keine Aepfel zu nehmen. Allein da der Knabe sogleich von dem Obste verkostete, und dir versicherte, daß die Aepfel vortrefflich schmecken, da wässerte dir der Mund auch, und deine Begierde darnach würde um so größer, da du auf dem Spaziergange hungrig und durstig geworden wärest. Was meinst du wohl, daß du thun würdest? Beharrtest du wohl auf dem Entschlusse, keine Aepfel zu nehmen?

Ant.: Ja, ich würde auf meinem Entschlusse beharren.

L.: Kann dich also deine Begierde, dein Hunger und Durst nicht zwingen, von dem gefaßten Entschlusse abzugehen?

Ant.: Nein, es kann mich Nichts zwingen, unrecht zu thun.

L.: Wie beweist sich also hier deine Seele, gezwungen oder frei?

Ant.: Meine Seele beweist sich frei.

L.: Und nun noch ein Beispiel: Gesetzt, du hütetest einmal an einem recht heißen Sommertage die Heerde auf dem Felde. Die Mittagssonne sendete immer brennender und drückender ihre heißen Strahlen. Endlich finge die ganze Heerde an, davon zu rennen, und spränge geraden Weges einem von der Weide ziemlich entfernten Brunnen zu. Du liefest dem Vieh mit größter Schnelligkeit nach, und erhitztest dich aber dadurch so sehr, daß du glaubtest, ver-

schmachten zu müssen. Endlich erreichtest du den Brunnen, von dem du das Vieh abtreiben wolltest. Zwar dächtest du daran, daß ein Trunk in der Hitze äußerst schädlich sei, und faßtest den Entschluß, nicht zu trinken; allein die Quelle rieselte so rein und klar, daß dadurch deine Begierde, zu trinken und dich abzukühlen, nur noch heftiger, und dein Durst noch stärker würde. Was wolltest du in diesem Falle thun? — Würdest du wohl auf deinem Entschlusse, nicht zu trinken, beharren?

Ant.: Ja, ich würde auf meinem Entschlusse beharren.

L.: Wenn dich also weder die Begierde nach Abkühlung, noch der brennende Durst bezwingen kann, wie beweist sich da deine Seele wieder?

Ant.: Sie beweist sich frei.

L.: Wie beweist sich dagegen die Thierseele?

Ant.: Die Thierseele beweist sich nicht frei, weil sie sich von ihrer Begierde beherrschen läßt; das Vieh muß man mit Schlägen vom Brunnen wegtreiben, damit es vor Schaden bewahrt wird.

L.: Die Seele des Menschen besitzt also auch Freiheit, d. h. der Geist ist ganz unabhängig von seinen Begierden, er kann frei handeln; er kann nicht nur das Gute und Rechte vom Bösen und Unrechten unterscheiden, sondern auch zwischen beiden wählen. Nun wirst du wohl auch einsehen, warum manche Menschen nicht immer recht und gut handeln?

Ant.: Ja; weil sie nur ihren Begierden folgen, wie die Thiere, und das Rechte und Gute, das sie zu unterscheiden wissen, nicht immer thun.

L.: Ganz richtig! Die Schuld liegt also ganz im Menschen selbst, wenn er unrecht und böse handelt; denn er hat Vernunft, d. h. er kann erkennen, was recht und unrecht, gut und böse ist; er hat

Freiheit, d. h. er wird weder zum Guten, noch zum Bösen gezwungen, sondern er kann frei wählen; er kann sich entschließen, das Wahre, Rechte und Gute zu thun und das Böse zu unterlassen. — Wenn er aber das Rechte, das er durch seine Vernunft erkennt, nicht thut, wie ergeht es ihm dann?

Ant.: Er wird gestraft.

L.: Daß böse Menschen gestraft werden, davon habe ich schon einige Beispiele erzählt, auch kann man dies alle Tage hören und sehen. Nun will ich aber auch noch einige Beispiele erzählen, wo gute Menschen belohnt wurden.

Erzählungen von guten Handlungen.

Erste Erzählung.

In einem Hause entstand einmal in der Nacht plötzlich ein Brand, der in kurzer Zeit so heftig um sich griff, daß es unmöglich wurde, denselben zu löschen. Die Bewohner des Hauses dachten in der Angst bloß an die Rettung ihrer beßten Sachen, und ließen in der Verwirrung und Uebereilung ihre zwei kleinen Kinder zurück. Das Feuer hatte bereits so um sich gegriffen, daß man ohne die größte Gefahr nicht mehr in das Haus gehen konnte. Da bemerkte man auf einmal die zwei zurückgebliebenen Kinder, die im Schrecken sich nicht getrauten, aus der Kammer zu gehen, in der sie bisher geschlafen hatten. Das schauerliche Geprassel der Flammen und der Lärmen der herbeigeeilten Löschmannschaft hatte sie aus dem Schlafe aufgeschreckt, und Hände ringend schrieen sie mit Herz durchschneidender Stimme um Hülfe. Zwar fühlten alle Leute das größte Mitleiden gegen die armen Kinder, welche

in der schrecklichen Gefahr schwebten, verbrannt zu werden; aber dennoch getraute sich kein Mensch, in das Haus zu steigen, und die Kinder zu retten, weil sich Jeder vor der Gefahr des Verbrennens fürchtete, und das Haus alle Augenblicke zusammenzustürzen drohte. Doch während die Menge Leute jammernd und angstvoll da stand, kam ein armer Taglöhner, der die Gefahr der Kinder auch bemerkt hatte, mit einer Leiter herbei, stieg mit Hülfe derselben troß der großen Gefahr bei einem Fenster, das er einschlug, hinein, ergriff ein Kind, und trug es herunter; eilte schnell wieder die Leiter hinauf, und rettete glücklich auch das andere Kind. Kaum war dies geschehen, so stürzten die Balken zusammen, und unglücklicher Weise wurde dadurch der arme Taglöhner noch bedeutend verwundet. Doch er kümmerte sich kaum um seine Wunden, sondern fuhr fort, den Brand, der schon andere Häuser zu ergreifen begann, dämpfen zu helfen, was endlich auch wenigstens so weit gelang, daß die andern Gebäude verschont blieben. Des anderen Tages war die edle That des armen Taglöhners Gegenstand des allgemeinen Gespräches in der Gemeinde, und bei der nächsten Gemeinde-Versammlung wurde einstimmig beschlossen, dem armen Taglöhner eine reichliche Belohnung für seine muthvolle und menschenfreundliche That auszusetzen.

Zweite Erzählung.

Zwei Knaben badeten einst in einem Flusse. Einer derselben war so unvorsichtig, sich zu weit vom Ufer zu entfernen; er gerieth in die Mitte des Flusses, wo die Strömung stärker war, und lief Gefahr zu ertrinken. Der andere Knabe fing, als er dies bemerkte, an, jämmerlich um Hülfe zu schreien.

Auf dieses Geschrei eilten plötzlich viele Leute herbei, die in der Nähe des Flusses mit der Heuärndte beschäftigt waren. Sie sahen, wie der unglückliche Knabe sich in den Wellen anstrengte, um sich schwimmend zu erhalten. Allein Niemand aus der versammelten Menge wollte sich ins Wasser wagen. Endlich sank der Knabe unter, und man sah gar nichts mehr von ihm. Die Leute jammerten und klagten nun noch lauter. Da kam ein Bauernknecht, der auf einer entfernteren Wiese gearbeitet hatte, auch herbei. Kaum hatte er die Ursache des Jammergeschrei's vernommen, als er augenblicklich in die Wellen stürzte, den versunkenen Knaben im Wasser suchte und auch glücklich fand, ihn aber erst mit größter Lebensgefahr und außerordentlicher Anstrengung, ermattet und leichenblaß, an das Ufer brachte. Unterdessen waren noch mehrere Leute aus dem nahen Dorfe angekommen. Man wendete alle möglichen Mittel an, den Knaben wieder ins Leben zu bringen, was denn auch endlich gelang. Er fing an, wieder zu athmen, wurde nun nach Hause getragen, wo er nach und nach wieder zur Besinnung kam, und sich ganz erholte.

Die edle That des Bauernknechtes wurde im ganzen Dorfe bekannt, und derselbe erhielt von der Gemeinde gleichfalls ein sehr ansehnliches Geschenk.

Dritte Erzählung.

Es war einmal ein äußerst kalter Winter. Der Schnee fiel ungemein häufig und lag endlich mehrere Schuh hoch über der Erde; Flüsse und Bäche froren so stark zu, daß die Fuhrleute mit den schwersten Lastwagen über die breitesten Flüsse fahren konnten. Da aber der Frühling sich wieder näherte, trat auf einmal wärmere Witterung ein, der Schnee

fing an, schnell zu schmelzen; die dicken Eisdecken über den Flüssen und Bächen lösten sich ab, und überdies fiel auch noch ein starker und anhaltender Regen. Daraus entstand nun eine so starke und plötzliche Ueberschwemmung, daß Brücken und Stege zerstört wurden. Auch manche Häuser an dem Flusse litten große Noth, und die Leute, welche am Ufer des Flusses wohnten, verließen ihre Wohnungen, um der drohenden Gefahr zu entfliehen. — Doch eine Familie, die Familie eines Müllers, konnte sich nicht mehr retten, denn die Fluthen des Wassers waren zu schnell angedrungen, und die Wohnung stand auf einer Brücke. Stoß auf Stoß rollten die Eisblöcke an die Mühle; ein Stück nach dem andern wurde weggerissen, und die Familie rief in dieser schrecklichen Gefahr zu den Fenstern heraus jämmerlich um Hülfe. An den Ufern stand eine unzählbare Menge von Leuten; alle waren von Mitleiden durchdrungen und schrieen und jammerten; allein Niemand wollte Retter sein. Immer höher und höher schwoll das Wasser an, immer stärker stießen die Eisschollen an das Haus, immer größer wurde die Gefahr der um Hülfe rufenden Familie; aber Niemand fand sich, der es wagte, ein Schifflein zu besteigen, und die in Lebensgefahr Schwebenden zu retten. Das Krachen des wankenden Gebäudes, das Toben der Wellen, das Abprallen der Eisschollen erfüllte alle Zuschauer mit Entsetzen und Schaudern. — Endlich tritt aus der Volksmenge am Ufer ein fremder Mensch in einfachem Bauernkittel, springt in das nächste Fischerschifflein, und kommt glücklich an das Haus; kann aber, weil das Schifflein zu klein ist, nur zwei Menschen retten. Er setzt diese indeß glücklich ans Ufer, zwingt so dreimal das Schifflein durch Sturm und Wellen, und rettet alle sechs.

Personen — denn so viele waren in dem gefährdeten Gebäude — glücklich. Kaum hat er aber die zwei letzten Personen an das Land gesetzt, so stößt eine ungeheure Eisscholle an die Mühle; diese stürzt mit schrecklichem Gekrache zusammen, und die Aufmerksamkeit der Volksmenge richtet sich nun auf das furchtbare Schauspiel, das sich jetzt im Wasser darbot. Während Aller Augen auf die in Trümmer sich auflösende Mühle gerichtet waren, entfernte sich der fremde Retter und verlor sich unter der Menge. Die gerettete Familie war von Angst und Schrecken so betäubt, daß sie sich nicht einmal nach dem Namen ihres Retters erkundigen konnte; und als die übrigen Leute sich nach ihm umsehen wollten, war er nirgends mehr zu erblicken.

Jedermann bewunderte die edle That des fremden Mannes, der sechs Personen mit größter Lebensgefahr gerettet hatte, und der, wie man aus seiner einfachen groben Kleidung schließen mußte, wohl ein ganz armer Mann war. Die ganze Gemeinde ließ es sich angelegen sein, diesen edeln Menschen auszukundschaften, in der Absicht, ihm eine reichliche Belohnung zu geben. Allein alle Nachforschungen waren vergeblich, und man konnte wohl denken, daß dieser brave Mann absichtlich unerkannt bleiben wollte. Der geretteten Familie des Müllers, die sehr reich war, that es besonders leid, daß sie ihren Retter nicht belohnen konnte; und als der Müller bei der Gemeindeversammlung den Ortsvorstand wiederholt ersuchte, doch noch genauere Nachforschungen über den unbekannten Retter anstellen zu lassen, antwortete dieser: „Ich habe bereits Alles gethan, was ich in dieser Sache thun konnte; allein alle meine Erkundigungen blieben ohne Erfolg. Es scheint mir gewiß zu sein, daß der edle Mann unbekannt bleiben

will. Indessen beruhiget euch hierüber, denn ihr wisset ja: Es bleibt nichts Gutes unbelohnt; es bleibt nichts Böses unbestraft.

Fünftes Gespräch.

L.: Du hast gehört, daß der Ortsvorstand zu dem Müller sagte: „Es bleibt nichts Gutes unbelohnt; es bleibt nichts Böses unbestraft.“ — Wer hat denn in einer Gemeinde das Gute zu belohnen, und das Böse zu bestrafen?

Ant.: Der Ortsvorstand hat dies zu besorgen.

L.: Wohl! — Warum wurde aber der gute Mann, der die Familie des Müllers rettete, nicht belohnt?

Ant.: Weil man ihn nicht auskundschaften konnte.

L.: Und doch sagte der Ortsvorstand: Es bleibt nichts Gutes unbelohnt! — Wie kann nun das sein? — Glaubst du wohl, daß der Ortsvorstand oder die Obrigkeit immer alles Böse bestrafen könne?

Ant.: Ich glaube nicht, daß dies geschehen kann; denn der Ortsvorstand kann nicht immer auch alles Böse entdecken.

L.: Wer also alles Gute belohnen, und alles Böse bestrafen soll, der muß auch alles Gute und alles Böse, das die Menschen thun, entdecken können, nicht wahr? — Nun gibt es aber auch Menschen, welche, wenn sie Andern auch nichts Böses thun oder thun können, ihnen doch Böses wünschen und feindselig gegen sie gesinnt sind. Sollten denn diese nicht auch gestraft werden?

Ant.: Allerdings.

L.: Eben so gibt es aber auch viele gute Menschen, die gegen Jedermann recht gut und liebevoll gesinnt sind, dessen ungeachtet oft gehaßt und ange-

feindet werden. Ihre guten und liebevollen Gesinnungen werden also weder anerkannt, noch belohnt. — Wenn nun die Obrigkeit alle guten Gesinnungen belohnen und alle bösen bestrafen sollte, was müßte sie immer wissen und kennen?

Ant.: Sie müßte alle gute und böse Gesinnungen der Menschen kennen.

L.: Das kann sie aber nicht; denn Gesinnungen und Gedanken kann man nicht sehen, wenn sie sich nicht durch Handlungen äußern. — Um nun immer alles Gute belohnen und alles Böse bestrafen zu können, müßte die Obrigkeit nicht nur eine sehr große Macht besitzen, sondern auch überall auf der ganzen Welt gegenwärtig sein und jede Gesinnung der Menschen wissen. Das können aber die Menschen nicht. Und doch soll nichts Gutes unbelohnt, nichts Böses unbestraft bleiben, das wünschest du selber, nicht wahr?

Ant.: Ja, dies wünsche ich.

L.: Dies wünschen auch alle gute Menschen. Doch sie wünschen es nicht nur, sondern sie glauben es auch, und trösten und beruhigen sich mit diesem Glauben, wenn sie sehen, daß hier und dort ein guter Mensch unbelohnt, ein böser unbestraft zu bleiben scheint. Es gibt nämlich ein höheres Wesen, das alle Gesinnungen und Handlungen der Menschen kennt; das selbst das, was im Verborgenen geschieht, weiß; das alles Gute belohnt und alles Böse bestraft; das an allen Enden und Orten der Welt gegenwärtig ist; das Herr ist über die ganze Welt, und Macht hat über gar Alles, was nur immer ist; und dies höhere Wesen — mit tiefster Ehrfurcht laßt uns seinen Namen aussprechen — ist

GOTT.

Gewiß hast du schon recht oft von diesem lieben Gott, der Alles weiß und Alles kann, gehört, und wünschest gewiß, noch mehr von Ihm zu hören. Ich will dir nun recht Vieles von Ihm erzählen. —

Dritter Abschnitt.

Belehrungen über das Verhältniß des Menschen zu Gott.

Erstes Hauptstück.

Eigenschaften Gottes.

1) Gott ist der Schöpfer der Welt.

Die Welt ist doch recht schön und wunderbar eingerichtet. Wenn ich ins Freie gehe, so erblicke ich Berge, Thäler, Wälder, Gebüsche, Quellen, Teiche, Bäche, Flüsse, Aecker, Wiesen, Gärten und Felder; muntere Thiere springen freudig in Feld und Wald; bunt gefiederte Vögel erfreuen mich durch ihren lieblichen Gesang; bunte Schmetterlinge flattern auf Blumen und Blüthen; unzählbare Fische wimmeln in dem klaren Bache; hoch am blauen Firmamente glänzt die herrliche Sonne; majestätisch geht sie des Morgens auf; prächtig sinkt sie des Abends hinunter, und kommt doch jeden Morgen wieder da herauf, wo sie nicht hinunter ging! Viele tausend schöne Sterne flimmern des Nachts mit funkelndem Glanze; und freundlich steigt der liebliche Mond herauf, um

mit seinem milden Lichte die dunkle Nacht zu erhellen! Wie wunderbar ist doch diese Welt und wie unermeßlich groß muß sie sein, da man nirgend eines Endes gewahrt! —

Wie wunderbar ist doch Alles in dieser Welt eingerichtet! — Nach dem kalten Winter kommt der liebliche Frühling; das Eis schmilzt, der Schnee zerrinnt, zarte Grasspitzen sprossen wieder aus der todten Erde hervor; Bäume und Sträuche blühen; Hecken, Gebüsch und Wiesen grünen, schöne Blumen, mit tausenderlei Farben geschmückt, verschönern wieder Felder und Auen. — Nach und nach wird es wärmer, Getreide und andere Feldfrüchte reifen, und die Aehren werden weiß. Der Tag wird immer länger, die Luft schwüler und heißer. Hoch in der Luft ziehen sich Wolken zusammen; es wird dunkler und Wolken verdecken die Sonne. Ein starker Wind erhebt sich, das Gewölk zieht sich eilig zusammen, blendende Blitze durchkreuzen die Luft; mächtiger Donner erschallt und erschüttert die bebende Erde. Regen strömt von den Wolken nieder und befeuchtet die welkenden Blumen, die schmachtenden Auen. — Wie wunderbar ist diese Einrichtung! — Allmählig werden die Tage wieder kürzer, die Luft wird kühler, und Nebel verhüllen oft die Aussicht in die Ferne. Es ist Herbst. Die wohlschmeckenden Früchte der Bäume reifen, und die süßen Trauben prangen an den Weinstöcken. Das Laub der Bäume färbt sich gelb und fällt ab; ganze Schaaren von Vögeln sammeln sich und ziehen von uns fort. — Die Tage kürzen sich immer mehr und mehr, die Luft wird kälter, rauhere Winde wehen; Blumen auf dem Felde und Früchte auf den Bäumen sind verschwunden. Es ist Winter. Berg und Thal, Feld und Wald bedecken sich mit Schnee und Eis, die Erde ruht aus

unter ihrem weißen Kleide und scheint zu schlafen, bis sie im Frühlinge zu neuem Leben erwacht. Wie wunderbar ist diese ganze Einrichtung! — Doch wer hat dies Alles so wunderbar gemacht und eingerichtet? — Kann sich Etwas selbst machen? — Die Erde ist todt; was aber todt ist, kann sich nicht bewegen und auch nichts hervorbringen. Und doch kommen im Frühlinge Gras, Blumen und Früchte aus der Erde hervor! Der Mensch kann dies Alles nicht machen; sein Arm reicht nicht bis an die Sonne, welche durch ihre Wärme das Wachsthum der Pflanzen auf unserer Erde bewirkt.

Die Blume, die so lieblich riecht,
Die machten Menschenhände nicht.
Den Baum in seiner schönen Pracht
Hat sicherlich kein Mensch gemacht.

Den Berg, der hoch zum Himmel steigt,
Den See auch, der ihn spiegelnd zeigt,
Den Himmel und die Sonne dran
Kein Mensch ist, der dies machen kann.

Wer hat nun Alles in der Welt so wunderbar gemacht und eingerichtet? — GOTT, Gott ist es, der dies Alles gemacht hat; Er hat Alles bloß durch sein Wort aus Nichts gemacht, d. h. erschaffen; Er ist deßwegen der Schöpfer der Welt. Gott ist die Ursache von diesem Allem; Er wird daher der Urheber der Welt genannt.

Erzählung.

Ein Vater ging auf das Feld zur Arbeit. Sein Kind, das etwa sieben Jahre alt war, ging auch mit ihm. Es war der schönste Frühlingsmorgen. Das Kind lief voll Freuden hin und her. — Es ging eben die Sonne auf. Da nahm der Vater

seinen Hut ab, sah gen Himmel und sagte Etwas in der Stille. Das Kind bemerkte dieses und fragte den Vater, warum er den Hut abnehme, und was er in der Stille gesagt hätte. „Mein Kind," antwortete der Vater, „ich denke jetzt an Gott, da ich die liebe schöne Sonne aufgehen sehe; ich betete in der Stille seine Allmacht an. Sieh, Kind! Gott hat die Sonne und Alles, was du hier siehst, erschaffen." — „Und Alles," sagte das Kind, „so schön gemacht!" — „Denkst du auch oft," fuhr der Vater fort, „an diesen guten Gott? Liebst du ihn, mein Kind?" O ja, sagte das Kind, und vor Freuden gingen ihm die Augen über!

O Gott, wie groß, wie gut bist du!
 Wie schön ist deine Welt!
Hilf, daß ich dir zu lieb auch thu',
 Was dir, o Herr, gefällt.

2) Gott ist der Erhalter und Herr der Welt.

Auf der Erde leben viele tausend und tausend Thiere, und doch findet jedes seine Nahrung im Sommer wie im Winter. Jedes Thier im Walde, jeder Vogel in der Luft, jeder Fisch im Wasser, jeder Wurm in der Erde, Alles und Alles findet Nahrung und Unterhalt. Alle Jahre wächst so viel, daß Menschen und Thiere davon leben und sich damit ernähren können. Gott erhält alle diese Geschöpfe.

Für Alles, Alles sorget Gott,
 Was er gemacht auf Erden;
Er gibt den Menschen täglich Brod
 Und alle Thiere werden
Von ihm gespeiset und getränkt;
 Gott ist's, der alles Gute schenkt.

Da Gott für Alles sorgt, und Alles erhält, so ist er auch überall gegenwärtig, ordnet überall

Alles auf das Weiseste und Beßte an. — Er ist auch über Alles Herr; Er leitet und regieret Alles. Gott gebeut nur, und Alles, was Er will, das wird und geschieht. Gott kann Alles, gar Alles machen. Er ist allmächtig. Und was Er macht, das ist gut. Er macht überall Alles; Er ist allgegenwärtig und unendlich. Er weiß auch Alles, weil Er überall ist; Er ist allwissend. Was kein Mensch sieht, das sieht doch Er, der Allwissende. Er sieht bei Nacht so gut, wie bei Tag. Und eben deßwegen kann Er auch jedes Geschöpf erhalten, zu jeder Zeit und an jedem Orte. Ueberall wacht Gott über die Erhaltung der Menschen. Wo kein Mensch uns mehr retten oder erhalten könnte, da kann Er es noch, Er, der Erhalter der Welt. Gott lenkt und leitet die Gedanken der Menschen. Ihm ist Alles unterthänig; Er ist Herr über alle seine Geschöpfe. Der Wind weht, wenn er es befiehlt; die Bäume blühen, Korn und Obst reifen, das Laub wird gelb und fällt ab, Schnee bedeckt das Land, und so geschieht Alles, was Gott gebietet. Er spricht nur ein Wort, und es steht da. Ihm gehorcht die ganze Schöpfung. Er ist der Herr der ganzen Welt, und Er sorgt für Alles, was da lebt auf Erden. —

Erzählung.

Ein Bauersmann saß einst bei dem Abendbrode auf einem Hügel unter dem Schatten eines Baumes, und sein jüngster Sohn bei ihm. Unten am Hügel weidete eine Heerde Schafe. Es ging eben ein fremder Mann vorbei, der einen Hund bei sich hatte. Als die Schafe den Hund sahen, liefen sie davon und in ein Gesträuch von Dornhecken. Diese rauften den Schafen einige Wolle aus. Als das Kind dies bemerkte, ward es unwillig und sagte: Sieh, Vater!

wie die Dornhecken den armen Schafen die Wolle ausreißen! Diese Stauden sollte man ja gleich weghauen, damit sie künftig den lieben, unschuldigen Thieren nicht mehr schaden könnten.“ Der Vater schwieg eine kurze Zeit, dann sagte er: „So meinst du, daß man dies Gesträuch weghauen soll?“ — „Ja, ja,“ sagte das Kind, „weg damit! wenn ich nur eine Axt hätte.“ Der Vater schwieg wieder. Sie gingen nach Hause.

Des andern Tages nahmen sie eine Axt zu sich, und gingen an den nämlichen Ort hin. Das Kind war schon voll Freude, aber auch voll Ungeduld, daß der Vater nicht sogleich die Dornhecke aushauete. Er setzte sich wieder auf den Hügel hin und sagte: „Hörst du, wie schön die muntern Vögel singen? Gefällt dir ihr Gesang? Sind die Vögel nicht auch liebe Thierlein?“ — „Ja,“ antwortete das Kind, „die Vögel sind mir gar die liebsten.“ — Da flog eben einer auf die Dornhecke hin, sammelte die daran hängende Wolle, und trug sie in seinem Schnabel einem hohlen Baume zu. „Sieh,“ sagte der Vater, „mit dieser Wolle bereitet er seinen Jungen im Neste ein weiches Bett. Wie gut wird diese Wolle den armen nackten Vögelchen zu Statten kommen! Die Schafe können leicht ein Bischen Wolle entbehren. Soll ich jetzt die Dornhecke weghauen?“ — „Nein, nein,“ antwortete das Kind, das nun anders dachte. — Tadle also nicht, sprach der Vater, wenn du Etwas nicht verstehst; sondern denke, daß Gott Alles weislich angeordnet hat und zu erhalten weiß, wenn wir gleich Vieles nicht begreifen können. —

Gott hat Alles wohl gemacht;
Nimm's du nur auch recht in Acht.

* * *

Gott, Dir ist kein Geschöpf verborgen,
Kein's ist von Dir gering geacht't;
Du würdigst jedes Deiner Sorgen,
Und bist auf Aller Wohl bedacht.
Vom Menschen bis auf's kleinste Thier
Dankt Alles seine Hülfe Dir.

3) Gott ist ein Geist.

Wir können Gott nicht sehen; Er ist ein Geist und darum unsichtbar, wie alle Geister. Aber Er ist der höchste, vollkommenste und mächtigste Geist, der Herr aller Geister. Wir sehen überall die Spuren seiner Allmacht, seiner Weisheit und Güte, obgleich wir Ihn selbst nicht sehen können.

Zwar seh' ich nicht die große Kraft,
Wenn ich gleich das bemerke,
Was sie hervorbringt oder schafft.
So seh' ich nur im Werke
Dich, großer Schöpfer der Natur!
Ich sehe Deiner Allmacht Spur;
Denn Du erschufest Alles.

Dieser allmächtige und vollkommenste Geist ist ewig und unendlich, d. h. ohne Anfang und ohne Ende; Er bleibt und ist immer derselbe; Er verändert sich nie. Er ist unveränderlich.

Mein Gott, ich kann Dich zwar nicht sehen,
Doch schufst Du Alles, schufst auch mich,
Und kann ich gleich noch nicht verstehen,
Wie Du, der unser Schöpfer ist,
Uns schufst, und doch unsichtbar bist,
Genug, Du bist und liebest mich.

4) Gott ist der Vater aller Menschen.

Der liebe Gott, der uns erschuf, gibt uns auch alles Gute.

Alles, was ich bin und habe,
Kommt, o lieber Gott, von Dir.
Du gibst jede gute Gabe,
Jede Freude schenkst Du mir.
Du, mein Gott, hast mir das Leben,
Hast die Eltern mir gegeben,
Gibst durch sie mir Trank und Speise,
Thust mir wohl auf jede Weise,
Du, der so viel Gutes thut!
O, wie bist Du doch so gut.

Gott liebt die Menschen so herzlich, wie ein Vater seine Kinder liebt.

Der beste Vater auf der Erde
Liebt seine Kinder nicht, wie Gott die Menschen liebt.
Der Gott, der Allen stets so vieles Gute gibt,
Will auch, daß Jeder froh und glücklich werde.

* * *

O wie bin ich frohen Muthes,
Denk ich, lieber Gott, an Dich.
Täglich schenkest Du mir Gutes,
Liebest mich so inniglich.
Liebest mich gewiß nicht minder,
Als ein Vater seine Kinder.

* * *

Meinen Vater, meine Mutter
Gabst Du mir, mein Gott, Du Guter!
Mich so herzlich lieb zu haben,
Das hast Du sie, Gott, gelehrt.
Alles, was sie je mir gaben,
Das hast, Vater, Du beschert.

Gott ist der Vater aller Menschen; Er gibt allen Menschen, was sie bedürfen, und was ihnen gut und nützlich ist; Er liebt sie Alle, und sorgt für Alle. Alle Menschen sind Kinder dieses guten Vaters.

Heilig, heilig ist das Band, das die Menschen bindet,
Ist geknüpft durch dessen Hand, der die Welt gegründet;
Ist geknüpft, daß besser mir seine Welt gefalle;
Einen Vater haben wir, Einen Schöpfer Alle.

Dieser gute Vater aller Menschen, der Allvater, ist im Himmel. Darum beten wir zu ihm: „Vater Unser, der Du bist im Himmel!" Unser himmlischer Vater gibt uns unsern leiblichen (sichtbaren) Vater, und schenkt diesem alles Gute, was wir von diesem erhalten.

5) Gott ist der höchste und gerechteste Richter.

Gott ist ganz gut; er liebt und thut einzig nur das Gute, und in Ihm ist durchaus nichts Böses. Gott haßt einzig nur das Böse und verabscheut nur das Böse. Und weil Gott einzig nur am Guten ein Wohlgefallen, und einzig nur am Bösen ein Mißfallen haben kann, so nennen wir ihn heilig. — Gott ist heilig; deßwegen thut Er auch nur das, was recht und gut ist, und will, daß alle Menschen auch nur das Gute thun, und das Böse hassen und meiden, und daß alle Menschen streben sollen, so heilig und sündenrein zu werden, wie Er ist. — An solchen Menschen, die das Gute thun, und das Böse meiden, hat Gott Wohlgefallen; Er läßt es ihnen gut ergehen; Er belohnt sie. Aber den bösen Menschen läßt Er es nicht gut ergehen; Er bestraft sie. Es bleibt nichts Gutes unbelohnt, und nichts Böses unbestraft; denn Gott ist der höchste und gerechteste Richter. Er kann aber auch der gerechteste Richter sein, weil Er alle, auch die geheimsten Gedanken und Handlungen der Menschen, weiß und kennt, und weil

Er allein die höchste Macht besitzt, Jedem nach seinen Werken zu vergelten. —

Bleibt hier viel Böses ungestraft,
Viel Gutes unbelohnet,
So kommt ein Tag der Rechenschaft,
Der keines Menschen schonet.
Da stellst Du, Herr! in's hellste Licht
Dein unerforschliches Gericht:
Dann freuen sich die Guten.

Zweites Hauptstück.

Pflichten gegen Gott.

1) Ehrfurcht und kindliche Liebe gegen Gott.

Alles, was der liebe Gott erschaffen hat, ist schon so gut und schön; wie gut und schön muß erst Gott selbst sein! — Alles, was der liebe Gott uns gibt, ist schon so gut; wie gut und liebevoll muß erst Gott selbst sein! — Ja, Gott ist unendlich gut und liebenswürdig; Er ist das höchste und liebenswürdigste Gut; denn alles Gute kommt ja von Ihm. Er liebt uns als seine Kinder. Deßwegen sollen wir Ihn auch recht von Herzen lieben. Nichts in der Welt soll uns so lieb sein, wie der gute Gott. Wir sollen daher auch nichts lieber hören, als wenn von dem lieben Gott geredet wird. Und sollte nicht Gott, der Schöpfer der Welt, die herzlichste Liebe verdienen, da er doch der Urheber von Allem ist, was uns nur immer lieb und werth ist? — Wir sollen immer nur mit größter Ehrfurcht von Ihm, dem Herrn der Schöpfung, reden, und seinen heiligen Namen nicht aussprechen, ohne an Ihn,

den Allmächtigen und Heiligen, ehrfurchtsvoll zu denken.

Gib, daß ich als Dein Kind Dich liebe,
Da Du mein Gott und Vater bist;
Und so zu leben stets mich übe,
Wie Dir es wohlgefällig ist.
Mit Ehrfurcht denk' ich stets an Dich,
Und freue, Vater, Deiner mich;
Denn Du, Du liebst mich inniglich.

2) Vertrauen auf Gott.

Der liebe Gott sorgt für alle seine Geschöpfe auf der ganzen Welt; Er kennt sie alle, liebt sie alle, und erhält sie alle. An dies sollen wir nun recht oft denken, und uns immer lebhaft vorstellen, daß Gott es besonders gut mit den Menschen meint. Wenn es uns auch manchmal nicht so gut geht, als wir es wünschen; so sollen wir dennoch denken, daß Gott unser nicht vergißt, daß Er uns liebt, und daß ohne seinen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt. Wir sollen auf Gott vertrauen. Wenn er uns auch krank werden, oder uns sonst etwas Unangenehmes widerfahren läßt, und wenn uns kein Mensch mehr helfen kann; so sollen wir doch immer noch fest glauben, daß Gott es gut mit uns meint, und daß er uns helfen könne; denn Er ist ja allmächtig, allwissend, allgütig. Oft wünschen wir Etwas, das uns schädlich wäre; das weiß Gott, und darum gibt Er es uns nicht. Gott schickt uns oft Leiden, um uns zu bessern. Was aber Gott thut, das ist immer wohl gethan, wenn wir es auch nicht einsehen und begreifen können. Darum: „Vertrau auf Gott, er hilft in Noth.“

Was Gott thut, das ist wohlgethan;
Nur Er weiß, was mir nützet.

Der irrt auf ungewisser Bahn,
Der sich auf Ihn nicht stützet.
Ja seine Treu
Ist täglich neu;
Drum will ich auf Ihn bauen
Und ganz auf Ihn vertrauen.

3) Stete Erinnerung an Gott.

Wir können zwar den lieben Gott nicht sehen, denn er ist ein Geist und als solcher unsichtbar; aber wir sollen dennoch immer und überall oft und gerne an Ihn denken, und in Gedanken mit Ihm reden. Er hört es ja, wenn wir Etwas zu Ihm sagen. — Hast du Lust zum Bösen, so denke: Gott, der unsichtbare Geist, sieht es, wenn es auch Niemand sieht oder weiß; Gott straft es: ich will es unterlassen. — Vergiß es nie: Gott sieht dich, wo du immer bist, bei Tag und bei Nacht, zu Hause und auf dem Felde.

Es ist ein Aug', das Alles sieht,
Auch was ganz in geheim geschieht;
Ein Auge, das kein Schein betrügt, —
Vor dem dein Herz ganz offen liegt.

* * *

Wo ich bin und was ich thu,
Sieht mir Gott, mein Vater, zu.

Ein Kind, das sich stets an Gott erinnert, bleibt fromm und gut; es wird nicht leicht zum Bösen verführt; und ihm ists immer wohl ums Herz.

4) Dankbarkeit gegen Gott.

Gott, unser himmlischer Vater, gibt uns so gar viel Gutes; dafür sollen wir Ihm aber auch von Herzen dankbar sein. Speise und Trank, Gesundheit, Kleidung, Wohnung, Alles, ja gar Alles ist

Geschenk des guten Vaters im Himmel. Am beßten können wir unsern Dank gegen Gott dadurch beweisen, daß wir alle die guten Gaben, die Er uns gibt, immer auch zum Guten gebrauchen, und gegen alle Menschen so gut und liebevoll gesinnt sind, wie Gott gegen uns gütig und liebevoll ist. Wenn wir das Brod, das Gott uns durch unsere Eltern gibt, mit dem Armen theilen, und alle Freuden, die der liebe Vater im Himmel uns schenkt, auch mit andern Menschen theilen, und wenn wir uns bei Allem, was wir gebrauchen und genießen, an Gott, den Geber alles Guten, erinnern, und selbst die Leiden, die er uns zuschickt, willig und geduldig ertragen; dann sind wir wahrhaft dankbar gegen Gott.

Alles Gute kommt von Oben,
Danken und für Alles loben
Will ich Dich, mein Gott und Herr!
Brauch ichs gut, so gibst du mehr.

5) Gehorsam gegen Gott. Furcht Gottes.

Gott will und befiehlt nur das, was gut und recht ist. Gott verbietet nur das, was unrecht und böse ist. Gott ist so gütig und so weise; Er meint es mit allen Menschen so gut, und will, daß es allen Menschen gut und wohl ergehen soll. Darum soll ich auch immer gerne thun, was Er befiehlt, und sorgfältig Alles meiden, was Er verbietet. Aus Liebe zu Gott will ich Ihm auch folgen, Ihm gehorsam sein; Er weiß ja Alles besser, als ich, und meint es ja so gut mit mir.

Gott ist gerecht. Er ist der höchste Richter der Menschen. Er muß das Böse bestrafen. Ich will mich daher scheuen, etwas Böses zu thun; ich will mich davor fürchten, seine Gebote zu übertreten:

ich will mich fürchten, etwas Unrechtes zu thun. Auch wenn ich keinen Menschen zu fürchten hätte, wenn mich Niemand sehen und Niemand strafen könnte, will ich mich vor Gott, dem strengen und gerechten Richter fürchten und das Böse fliehen und meiden. Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit.

Gehorsam will ich Dir stets sein,
O allerhöchstes Wesen,
Will immerfort mich sorgsam scheu'n
Und hüten vor dem Bösen.
Denn Du bist, o Allwissender,
Der Menschen höchster Richter;
Du strafst als ein gerechter Herr
Die frechen Bösewichter.
Drum will, in Deiner Furcht zu leben,
Ich mich auf's Eifrigste bestreben.

Drittes Hauptstück.

Das Gewissen.

Erste Erzählung.

Eine Mutter kam traurig nach Hause und klagte es dem Vater wehmüthig, sie habe hören müssen, daß Einer von ihren Söhnen ein armes Kind geschlagen hätte. "Dies," setzte sie hinzu, "hat gewiß unser loser Kaspar gethan; aber er wird es läugnen, wenn wir ihn darum zur Rede stellen." "Ich will ihm," antwortete der kluge Vater, "keine Gelegenheit zum Lügen geben, und doch auf die Wahrheit kommen." — Sie gingen darauf zum Nachtessen. Kaspar war darunter ganz still und zahm; er aß wenig, redete noch weniger, sah die Eltern, die ganz betrübt da saßen, selten und nur mit ver-

stohlenen Blicken an. Die Kinder gingen dann zu Bette. Sie schliefen, jedes in einem besonderen Bette, aber alle in Einer Kammer

Etwa eine halbe Stunde, als sie schlafen gegangen waren, kam der Vater in die Kammer. Er machte mit Fleiß die Thüre rasch und laut auf. Kaspar sprang sogleich aus dem Bette heraus und schrie voll Furcht: „Was ist's? — Was gibt's?“ — „Nichts,“ antwortete der Vater, „ich habe nur sehen wollen, ob ihr schon schlafet.“ — Die andern zwei Brüder schliefen schon ganz sanft und gut, und wurden erst durch Kaspar's Geschrei aufgeweckt. Der Vater ging wieder fort. — Des andern Tages nahm der Vater in Gegenwart der Mutter und der Kinder den Kaspar vor sich, und sagte zu ihm: „Du hast gestern ein armes Kind geschlagen!“ — Kaspar glaubte, es wäre schon Alles aufgekommen, und fing an, sich zu entschuldigen. „Ja das Kind hat mich auch“ — Der Vater ließ ihn nicht weiter reden. „Kind,“ sagte er, „warum machst du uns so viel Verdruß und Kummer? Gestern hieß es: Einer von unsern Söhnen habe ein armes Kind geschlagen; wir wußten noch nicht, wer von euch es gethan hatte. Da ich dich aber gestern beim Essen so traurig und furchtsam sah; und noch mehr, da du vor Unruhe nicht schlafen konntest, und dich die Angst, sobald ich die Thüre öffnete, aus dem Bette trieb, konnte ich genug abnehmen, daß du der Schuldige bist. Sieh, so elend macht sich der Mensch, wenn er Böses thut. Du bist schon durch deine Angst und Unruhe gestraft worden; nun mußt du auch noch dem armen Kinde etwas Gutes thun, und so den Fehler wieder gut zu machen suchen.“ — Kaspar erkannte seinen Fehler und versprach, sich zu bessern.

* * *

Ueber diese Erzählung hielt ein Lehrer mit seinen Schülern folgendes

Gespräch.

L.: Saget mir, ihr lieben Kinder! wodurch hat denn dieser Kaspar verrathen, daß er ein armes Kind geschlagen hatte?

Anton: Durch seine Angst und Unruhe.

Jos.: Und dadurch, daß ihm das Nachtessen nicht recht schmeckte und er sich bei der Nacht so fürchtete.

Karl: Und daß er sich nicht getraute, seine Eltern anzusehen.

L.: Warum war er denn so ängstlich, unruhig und furchtsam.

Jos.: Weil er etwas Böses gethan hatte.

L.: Geht es wohl jedem Menschen so? d. h. wird jeder Mensch ängstlich, unruhig und furchtsam, wenn er Böses gethan hat?

Ant.: Ich glaube, ja; und Kaspars Vater sagte ja auch, daß der Mensch sich elend mache, wenn er Böses thue.

L.: Aber woher kommt wohl diese Angst und Unruhe, wenn man Böses thut?

Jos.: Ich denke, diese Angst und Unruhe kommt von Innen.

L.: Richtig! Ihr habt dies vielleicht schon selbst erfahren? Nicht wahr? — Nun erkennet ihr also wohl, daß der Mensch, wenn er Böses gethan hat, in seinem Innern eine Angst und Unruhe fühlt, daß er nicht fröhlich und heiter sein kann, daß ihm deßwegen oft nicht einmal das Essen recht schmecken will, und daß er den Menschen dann nicht offen ins Gesicht sehen kann. — Höret nun noch eine Geschichte:

Zweite Erzählung.

Bernhard kam einst an einem Garten vorbei, der offen stand. Aus Neugierde ging er hinein, und fand einige Zwetschgenbäume, die so voll von reifen Früchten hingen, daß man sie hatte stützen müssen. Er dachte nun: „Ei da kann ich mich nun recht satt essen; es ist kein Mensch im Garten, der mich sieht; ich will geschwind einen Zweig abbrechen und damit fortlaufen.“ Zwar fiel ihm dann gleich wieder ein, daß dies nicht recht sei: weil die Zwetschgen nicht ihm gehörten. „Doch,“ dachte er dann wieder, „was wird das schaden! Der Mann, dem sie gehören, kann es unmöglich merken, wenn ich ein Paar nehme; er hat ja viele, daß man sie gar nicht zählen kann; auf eine Handvoll Zwetschgen kommt es ihm gewiß nicht an.“ — Indem Bernhard dieses Selbstgespräch hielt, ging er auf einen der größten Bäume zu, und wollte eben einen Zweig herab biegen. Allein, als er die Hand schon ausstreckte, wars ihm, als hörte er in seinem Innern Etwas, das ihm ganz laut und deutlich sagte: „Das darfst du nicht thun, denn das ist nicht recht.“ — Er zog seine Hand wieder zurück, horchte, und sah sich im Garten um, ob ihn Niemand bemerkte. In seinem Innern hörte er aber noch immer eine Stimme, die ihm sagte: „Thue das nicht; denn es ist nicht recht.“ — Da ging er denn von dem Baume weg und zu dem Garten hinaus, und war dann recht froh, daß er der Warnung in seinem Innern gefolgt hatte.

L.: Nun sage mir, Anton, hat Bernhard etwas Böses gethan?

Antw.: Nein; aber er wollte doch Etwas Böses thun.

L.: Warum hat er es aber nicht wirklich gethan?

Ant.: Weil Etwas in seinem Innern ihm sagte: er dürfe es nicht thun, denn es sei nicht recht.

L.: Richtig! Etwas in seinem Innern warnte ihn also vor dem Bösen; d. h. eine innere Stimme sagte ihm, er solle das nicht thun, was unrecht ist. Wie ist es aber euch, meine lieben Kinder! wenn ihr etwas Böses thun wollet? Vernehmet ihr nicht auch eine Stimme in eurem Innern?

Alle: Ja, unser Inneres warnt uns auch vor dem Bösen.

L.: Und so ist es bei allen Menschen; alle haben in ihrem Innern eine Stimme, die sie abhalten will, wenn sie etwas Böses zu thun im Sinne haben. — Ihr könnet also aus dem Bisherigen ersehen: 1) daß Etwas in eurem Innern euch Angst und Unruhe macht, wenn ihr Böses thut, oder schon gethan habet, und 2) daß eine Stimme in eurem Innern euch vor dem Bösen warnt und abhalten will, indem sie euch sagt: Thue nichts Böses! — Höret nun weiter!

Dritte Erzählung.

Ein Vater hatte drei Kinder, die er in allem Guten unterrichtete, und die sich auch Alles fleißig merkten, was ihnen der liebe Vater sagte. — An einem schönen Sommerabende saß er im Garten und die Kinder um ihn herum. Er nahm die nächsten zwei bei der Hand und sagte: „Nun, Kinder! ich habe euch schon oft gesagt, daß einem das Nachtessen so wohl schmeckt, und daß man so süß darauf schläft, wenn man sich auf den Abend an viel Gutes, das man den Tag hindurch gethan hat, erinnern kann. Habt ihr heute auch etwas Gutes gethan?“ — Ja, sagte Barbara, das kleinste: ich habe

heute mein Brod einem armen Kinde gegeben, das mich gar so hungrig ansah. Und ich, sagte Georg, ihr Bruder, ich habe heute die Gartenthüre unsers Nachbars offen gesehen und zugeschlossen, weil immer das Vieh herumgeht, und leicht in seinen Garten kommen und Schaden anrichten könnte. — „Und du, Wolfgang?" — sagte der Vater zum ältern Sohne. Wolfgang sah auf den Boden und schwieg. „Hast du heute nichts, gar nichts Gutes gethan?" — Wolfgang antwortete: „der Vater hat uns ja oft gesagt, wir sollen still damit sein, wenn wir etwas Gutes gethan haben; genug, daß es Gott weiß." — Liebes Kind! sprach der Vater, allerdings soll man dazu schweigen, genug, daß es Gott weiß. Aber mir, deinem Vater, darfst du es schon sagen; und deine Geschwister dürfen es auch hören, sie werden dadurch nur noch mehr zum Guten aufgemuntert. —

„Heute," fing nun Wolfgang an, hat mich ein loser Bube auf dem Wege angepackt, und, ohne daß ich ihm etwas zu leide gethan, geschlagen. Es kam eben Jemand dazu, da lief er davon. Er fiel nieder und fing erbärmlich zu schreien an. Ich ging eilends hin, half ihm auf und führte ihn, da er über Schmerzen an seinem Fuße klagte, bis nach Hause." — „Kind," rief der Vater aus, „das ist edel, das ist das Schönste, wenn man seinen Feinden Gutes thut." — Der Vater lobte auch die übrigen zwei Kinder, und da er sah, daß sie alle so froh und vergnügt waren, sagte er noch: „Seht, Kinder! so froh und vergnügt kann man immer sein, wenn man Gutes thut. Darum bestrebet euch, alle Tage etwas Gutes zu thun, dann ist es euch gewiß recht wohl am Abend, das Nachtessen wird euch dann immer auch recht gut schmecken, und ihr

werdet recht sanft und ruhig schlafen. Während der Vater noch mit den Kindern sprach, rief ihnen die Mutter, und sie gingen nun alle voll Freude zum Nachtessen.

* * *

L.: Kannst du mir wohl sagen, Joseph! was diese drei Kinder ihrem Vater erzählt haben?

Jos.: Ja: sie erzählten ihm, was sie den Tag über Gutes gethan haben.

L.: Und was konnte der Vater diesen Kindern ansehen?

Jos.: Daß sie alle recht froh und vergnügt waren.

L.: Was machte sie aber wohl so froh und vergnügt?

Jos.: Der Gedanke, daß sie den Tag über Gutes gethan hatten.

L.: Woher kam aber ihre Freude, von Innen oder von Außen?

Jos.: Ihre Freude kam von Innen.

L.: Richtig! — Wenn wir also etwas Gutes thun, so macht uns dies Freude und Vergnügen in unserm Innern; und das ist bei allen Menschen, die Gutes thun, der Fall. Wenn ihr den Tag über recht brav und fleißig gewesen seid, und eure Eltern sagen Euch, daß sie mit euch zufrieden seien, so macht euch dies auch Freude in eurem Innern; ihr seid dann auch froh und vergnügt, nicht wahr? — Daraus seht ihr also, daß in unserm Innern Etwas ist, das uns froh, heiter, vergnügt und zufrieden macht, wenn wir Gutes gethan haben.

Höret nun noch eine Geschichte!

Vierte Erzählung.

Ein Bauernknecht, Namens Michael, ging eines Abends spät von dem Felde heim. Da hörte er auf einmal ein klägliches Jammergeschrei. Er blieb einen Augenblick stehen und schaute umher, um zu entdecken, woher das Geschrei um Hülfe käme. Endlich erblickte er auf der andern Seite des Flusses einen Knaben, der unter einem Baume lag, von welchem er vermuthlich herunter gefallen war, und jetzt nicht mehr aufstehen konnte. Im ersten Augenblicke dachte Michael: „Ich wollte dem Knaben gerne helfen, wenn er nur auf dieser Seite des Flusses wäre. Aber ich kann da nicht über den Fluß, weil er zu tief und der Steg zu weit entfernt ist. Und was soll ich da den großen Umweg machen, eine Viertelstunde hinab und wieder eine Viertelstunde hinaufzugehen! Ich bin ohnehin heute von der Arbeit so müde geworden. Hätte der Knabe Acht gegeben, so wäre er auch nicht herunter gefallen. Er soll sehen, wie er heim kommt; vielleicht ist sein Schmerz auch nicht so groß, wie sein Geschrei." — Indem er so dachte, wandte er sich um und wollte seines Weges fortgehen. Allein in seinem Innern hörte er Etwas, das ihm ganz deutlich zu sagen schien: „Geh und hilf dem Knaben." — Indessen kehrte er sich doch nicht gleich daran, und dachte immer wieder an den weiten Umweg und seine Müdigkeit. Aber die innere Stimme schien ihm immer lauter und dringender zuzurufen: „Hilf dem Knaben; es ist eine gute That." Da kehrte Michael, so müde er auch war, schnell um, eilte auf der einen Seite des Flusses hinab, auf der andern hinauf, und suchte dem Knaben aufzuhelfen, der immer noch weinend unter dem Baume lag, und nicht aufstehen

konnte. Da der Knabe über heftige Schmerzen am Fuße klagte, so trug Michael ihn eine Strecke des Weges, und führte ihn dann vollends nach Hause —

* * *

L.: Wie werdet ihr, lieben Kinder, die Handlung Michaels nennen?

Schüler: Eine gute, schöne Handlung.

L.: Ja gewiß! um so mehr, da Michael schon so müde war und dennoch einen so großen Umweg machte, um dem verunglückten Knaben zu helfen. — Was hat ihn aber zu dieser guten That angetrieben?

Sch.: Etwas in seinem Innern, (die innere Stimme).

L.: Richtig! — Die innere Stimme treibt uns an, das Gute zu thun. — Ist euch nicht auch schon manchmal hart angekommen, das zu thun, was euch eure Eltern befohlen haben?

Sch.: Ja, schon öfters.

L.: Aber was hat euch angetrieben, euern Eltern zu folgen, und auch das zu thun, was euch hart ankam?

Sch.: Eine innere Stimme, die uns sagte: „Thue das Gute!“

L.: Wir Menschen haben also in unserm Innern eine Stimme, die uns zum Guten antreibt. Wenn ihr auf euch selbst Acht gebet, so werdet ihr diese Stimme immer vernehmen können. Aber woher kommt wohl diese Stimme?

Sch.: Von unserm Innern, von unserer Seele.

L.: Allerdings, von Außen kommt sie nicht, denn wir hören sie ja auch, wenn Niemand bei uns ist, und vernehmen sie blos in uns selbst. Aber

wer hat diese Stimme unserm Innern eingepflanzt, und uns gleichsam in's Herz geschrieben? —

Sch.: Gott, der alles Gute gibt.

L.: Und weil diese Stimme von Gott kommt, wie können wir sie deßwegen nennen?

Sch.: Gottes Stimme.

L.: Ganz richtig! — Wir vernehmen Gottes Stimme in uns. Was aber diese sagt, das muß auch gewiß sein; und darum nennt man diese Stimme auch das Gewissen. — Wir haben also Etwas in uns, das uns 1) Angst, Pein und Unruhe macht, wenn wir Böses thun oder schon gethan haben; 2) das uns warnt und zurückhält, wenn wir Böses thun wollen; 3) das uns aber auch froh, vergnügt und zufrieden macht, wenn wir Gutes thun oder gethan haben; nnd 4) das uns antreibt und uns zuspricht, Gutes zu thun, wo wir nur immer können. Dieses Etwas in uns ist Gottes Stimme, das Gewissen.

* * *

Was wir thun und meiden müssen,
Sagt uns Gott durch das Gewissen.

*

Ein gutes Gewissen
Ist ein sanftes Ruhekissen.

* *

O welch ein unschätzbares Gut
Ist doch ein rein Gewissen!
Besitz' ich das, so hab' ich Muth,
Wenn Andre zagen müssen;
Dann zittert meine Seele nicht;
Mich schreckt kein Tod und kein Gericht,
Ich habe Gott zum Freunde.

* * *

Bewahre denn, mein Vater, mir
Ein unverletzt Gewissen,
Und meine Seele werde dir
Durch Bösthun nicht entrissen.

Mit Dir, Gott, ausgesöhnt zu sein,
Dein heilig Recht nicht zu entweihn,
Sei meine größte Sorge.

* * * *

Wer der Warnung seines Gewissens nicht folgt und gegen die innere Stimme handelt, der hat ein böses Gewissen, er verletzt sein Gewissen; er ist gewissenlos. — Wer der Stimme seines Gewissens, dem innern Antriebe zum Guten, immer genau folgt, und nie Etwas thut, das gegen die innere Stimme Gottes wäre, der hat ein gutes Gewissen, er ist gewissenhaft.

Dem Menschen ist göttliche Offenbarung nothwendig.

L.: Durch unsere Vernunft können wir das Wahre vom Falschen, das Rechte vom Unrechten, das Gute vom Bösen unterscheiden; unser Gewissen warnt uns vor dem Bösen und treibt uns zum Guten an. Wie kommt es aber, daß es doch viele Menschen gibt, die nicht immer gut und recht handeln, da doch alle auch Vernunft und Gewissen haben?

Schüler: Es folgen eben nicht alle Menschen der Stimme des Gewissens und der Vernunft.

L.: Wohl! Aber warum folgen sie dieser Stimme nicht immer? — Ihr wisset es nicht? — Nun, wenn ihr nachdenket, so werdet ihr es bald einsehen. — Saget mir einmal, was verleitet einen Knaben, der in einem fremden Garten Obst stiehlt, zu diesem Diebstahle?

Sch.: Die Begierde nach dem Obste.

L.: Wem folgt er nun, da er stiehlt?

Sch.: Er folgt seiner Begierde.

L.: Warum folgt er aber nicht der Stimme seines Gewissens?

Sch.: Ich denke, weil seine Begierde nach dem Obste zu stark ist.

L.: Seht ihr nun, daß ihr durch Nachdenken erkennen könnet, warum manche Menschen nicht ihrer Vernunft und ihrem Gewissen folgen?

Sch.: Ja! — Manche Menschen folgen ihrer Vernunft deßwegen nicht, weil bei ihnen die Begierde nach dem Bösen zu stark ist.

L.: Warum wollte der Knecht Michael, von dem ich euch erzählte, dem verunglückten Knaben nicht sogleich zu Hülfe eilen?

Sch.: Weil ihm der Weg zu weit, und er zu müde war.

L.: Allerdings; aber eben weil ihm der Weg zu weit und er zu müde war, so wollte es ihn schwer ankommen; welches war daher die eigentliche Ursache?

Sch.: Es kam ihn zu hart oder schwer an.

L.: Richtig! Und so geht es auch noch vielen Menschen. Was ist daher ein weiterer Grund, daß die Menschen der Stimme ihres Gewissens oft nicht folgen?

Sch.: Es kommt sie oft hart an, das Gute zu thun.

L.: Viele Menschen folgen also aus zwei Gründen nicht immer der Stimme der Vernunft und des Gewissens: Erstens, weil die Begierde nach dem Bösen bei ihnen oft zu stark ist, und zweitens, weil sie das Gute öfters zu schwer ankommt. — Wenn sie auch das Rechte und Gute erkennen, so ist bei

ihnen der Wille und der Antrieb zum Guten doch öfters zu schwach; sie suchen daher das, wornach sie eine heftige Begierde haben, durch allerlei Vorwände zu entschuldigen, wie z. B. Bernhard im Garten, und der Knecht Michael zuerst gedacht haben; ja sie halten wohl gar das, was sie Böses thun, für erlaubt, und verdunkeln oder unterdrücken die Stimme der Vernunft. Die Vernunft allein kann also den Menschen nicht immer vor allem Unrecht bewahren; die Menschen können irren, und besonders dann, wenn ihnen das Gute gar zu schwer vorkommt, oder die Begierde nach dem Bösen zu mächtig wird, leicht in Irrthum und Fehler fallen, und vom Wahren, Rechten und Guten ganz abkommen. — Und doch gibt es einen allwissenden, allgegenwärtigen Gott, welcher zugleich der höchste und gerechteste Richter der Menschen ist! — Wie traurig wäre es nun für die Menschen, wenn sie sich einmal ganz von dem Rechten, Wahren und Guten verirrten, und nicht mehr recht wüßten, wie sie leben müßten, um dem lieben Gott zu gefallen! Und wenn sie dann von dem gerechten Richter gerichtet — gestraft würden!

Doch der gute Gott hat auch dafür gesorgt, daß die Menschen in kein so großes Unglück kommen können, denn Er hat sich ihnen geoffenbart, d. h. Er hat den Menschen Alles selbst gesagt, was sie thun und lassen, und wie sie leben sollen, um ihm, dem Herrn der Welt, zu gefallen, und vor ihm, dem gerechten Richter, zu bestehen. Gott hat sich den Menschen vor mehreren tausend Jahren auf verschiedene Weise geoffenbaret, und zwar durch mehrere fromme, gerechte und gute Männer, und endlich durch seinen eingeborenen Sohn selbst, den Er in die Welt sandte, um die Menschen zu erlösen

und über den Willen Gottes ganz unzweifelhaft zu belehren. Vernehmet nun das Wichtigste aus der Geschichte der göttlichen Offenbarung.

Viertes Hauptstück.

Aus der Geschichte der göttlichen Offenbarung.

1) Erschaffung der Welt.

Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde und Alles, was darinnen ist. Er sprach nur: „Es werde!“ und auf sein Allmachtswort stand Alles da. Zuletzt schuf Gott auch den Menschen, indem Er aus feuchter Erde einen menschlichen Leib bildete und ihm Leben und eine vernünftige Seele einhauchte.

Die zwei ersten Menschen, die Gott erschuf, hießen Adam und Eva. Gott setzte sie in einen wunderschönen Garten, den man das Paradies nennt, und erlaubte ihnen, von allen Früchten im Garten zu essen. Nur die Frucht eines einzigen Baumes verbot er ihnen, indem er sagte: „Sobald ihr davon esset, müsset ihr sterben.“

Allein die ersten Menschen waren ungehorsam. Eva aß von der verbotenen Frucht und gab auch ihrem Manne Adam davon zu essen.

Das war nun gewiß sehr gefehlt, und recht böse von ihnen, daß sie dem lieben Gott, der ihnen so viel Gutes gab, ungehorsam waren. Sie verdienten nun gewiß auch harte Strafe. Das fühlten sie wohl auch selbst; denn sie schämten nnd fürchteten

sich jetzt vor Gott und wollten sich unter den Gesträuchen vor Ihm verbergen. Aber Gott, der Alles sieht und weiß, sah und wußte auch ihren Ungehorsam. Er zeigte ihnen sein höchstes Mißfallen, verwies ihnen ihren Ungehorsam, und kündigte ihnen zugleich die Strafe an: „Harte Arbeit, Mühseligkeit des Lebens — den Tod." Er schaffte sie auch gleich aus dem Paradies hinaus. — Das war nun freilich eine harte Strafe; allein da Gott gerecht ist, so muß er auch das Böse streng bestrafen.

Die ersten Menschen waren nun darüber sehr traurig und niedergeschlagen. Da erbarmte sich wieder der gute Gott und versprach, ihnen einen Erlöser vom Himmel zu senden. Die Menschen sollten sich nur alle recht an ihren Gott und Vater halten, und auf sein Versprechen vertrauen.

Das war nun das erste Mal, daß Gott selbst sich den Menschen offenbarte.

2) Kain und Abel.

Die ersten Menschen erkannten ihren Fehler und sahen es auch ein, daß sie dafür büßen sollten. Sie suchten Gott für ihren Fehler genug zu thun, und brachten ihm Opfer. Sie verbrannten ihre Opfer auf einem Altar, um zu zeigen, daß sie das, was sie Gott opferten, nicht mehr genießen, sondern ihm ganz geben wollten. Wenn die Flammen recht hoch emporloderten, so meinten sie, Gott werde an ihrem Opfer ein Wohlgefallen haben.

Adam und Eva hatten zwei Söhne, Kain und Abel. Diese brachten nun Gott auch ihr Opfer dar. Abel war gut, Kain war böse. Die Flamme von dem Opfer Abels loderte hoch empor, die von dem Opfer Kains aber nicht. Dies ärgerte den Kain

sehr. Er wurde seinem Bruder Abel neidig, und — schlug ihn todt.

Diese entsetzliche That veranlaßte nun den lieben Gott wieder, den Menschen sichtbar zu erscheinen und sie zu belehren, daß sie gegen einander nicht zornig und neidig, sondern gut und liebevoll gesinnt sein müßten, indem ja alle Menschen Gottes Kinder seien. Dem bösen Kain kündigte Gott eine schwere Strafe an.

Nun waren die Menschen von Gott zwei Mal belehrt worden, nämlich erstens, wie sie sich gegen Gott, den lieben Vater, und zweitens, wie sie sich gegen die Menschen, ihre Brüder, verhalten sollten. Allein sie blieben nicht lange brav und gut. Alle Menschen erbten von ihren ersten Eltern, Adam und Eva, den Hang zum Bösen, zur Sünde, und diese Erbsünde verbreitete sich über gar alle Menschen.

3) Die Sündfluth.

Die Menschen vermehrten sich nach und nach sehr; aber sie wurden auch immer schlimmer und böser, und vergaßen am Ende Gott, ihren lieben Vater, ganz — sie wurden gottlos. Gott, der gerechte Richter der Welt, kann das Böse nicht ungestraft lassen. Er beschloß daher, die Menschen auf gerechte Weise — recht schrecklich zu bestrafen. Doch wollte der gute Vater der Menschen ihnen auch noch Zeit zur Besserung lassen.

Da war es denn, wo Gott sich den Menschen zum dritten Male offenbarte.

Er erschien einem besonders braven und gut gebliebenen Manne, Namens Noe, befahl diesem, einen großen Schiffskasten (eine Arche) zu bauen, und sagte, daß er nun alle Menschen bis auf ihn und seine Familie durch eine große Wasserfluth von

der Erde vertilgen werde. Noe gehorchte dem Befehle Gottes, und baute viele Jahre an dieser Arche. Aber kein Mensch ließ sich dadurch warnen. Gott ließ also vierzig Tage und vierzig Nächte lang regnen. Das Wasser wuchs endlich so heran, daß Alles, was nicht in der Arche war, in den Fluthen ums Leben kam.

Nach einer langen Zeit senkte sich das Wasser wieder. Das Schiff blieb auf einem Berge stehen, und nun konnte Noe mit seiner Familie und den Thieren, welche er mit in die Arche genommen hatte, aus der Arche gehen. Noe dankte Gott für seine Rettung, und bauete Ihm einen Dankaltar. Alle übrigen Menschen aber waren im Wasser um das Leben gekommen.

Durch diese schreckliche Strafe zeigte Gott wieder, wie strenge Er, als gerechter Richter, das Böse bestraft.

4) Das auserwählte Volk.

Die Menschen blieben nach dieser schrecklichen Strafe wieder nicht lange gut und brav. Sie entfernten sich nach und nach wieder vom Guten, und wußten am Ende gar Nichts mehr vom wahren Gott. Einige hielten das für ihren Gott, was ihnen am meisten Nutzen brachte; andere machten sich Bilder und hielten diese für ihren Gott; die Menschen fielen in Abgötterei.

Da fand es denn Gott wieder für nothwendig, sich den Menschen zu offenbaren. — Dieses Mal beschloß er, wenigstens Eine recht große Gemeinde (ein Volk) zu bilden, welche sich zusammen recht innig an Gott halten, nach seinem Willen leben, und ihn auch besonders verehren sollte. Er wählte hiezu einen recht gottesfürchtigen Mann, der

Abraham hieß, und dieser sollte der Stammvater dieser neuen Gott ergebenen Gemeinde werden, die sich nachher auch das auserwählte Volk, oder das Volk Gottes nannte.

Gott erschien also dem Abraham und befahl ihm, von seinen Verwandten hinweg und in ein Land zu ziehen, das er ihm zeigen würde. Abraham gehorchte; und Gott wies ihm ein sehr schönes und fruchtbares Land, welches Kanaan hieß, zum Wohnplatze für ihn und seine Familie an. —

Von dieser neuen Gemeinde, deren Stammvater Abraham werden sollte, forderte Gott vor Allem einen vollkommenen Gehorsam. Er prüfte daher auch den Abraham, indem er ihm befahl, er sollte ihm seinen einzigen Sohn Isaak zum Brandopfer darbringen. Auch hierin gehorchte Abraham ohne Widerrede. Er ergriff schon das Opfermesser, um seinen innigst geliebten Sohn zu opfern, als Gott, der nun seinen Gehorsam sah, ihn zurück hielt.

Der gute Gott sagte hiedurch allen Menschen: „So, wie der fromme Abraham, sollte Jeder bereit sein, Gott selbst das Liebste, was er hat, zum Opfer darzubringen.“ — Gott versprach nun auch dem Abraham, weil dieser so voll Gehorsam und Vertrauen gegen Gott war, daß sich seine Kinder und Nachkommen sehr vermehren, und endlich eine recht große Gemeinde, ein großes Volk, bilden würden, und daß zu diesem Volke der verheißene Welterlöser zuerst gesandt werden sollte.

Isaak, der Sohn Abrahams, hatte zwei Söhne, Esau und Jakob. Jakob, der nachher auch Israel genannt wurde, fuhr fort, den einigen und wahren Gott zu verehren. Er hatte zwölf Söhne. Daher wurde das auserwählte Volk auch in zwölf Stämme (große Familien) eingetheilt. Von Jakobs Zunamen

erhielt dieses Volk auch den Namen Israelitisches Volk, und später von einem seiner Söhne, Namens Juda, auch den Namen Jüdisches Volk.

Die frommen Männer Abraham, Isaak und Jakob, von welchen das auserwählte Volk abstammte, nennt man Stammväter, Erzväter oder Patriarchen.

5) Die Propheten.

Auch das auserwählte Volk wurde nach und nach wieder böse und ungehorsam gegen Gott. Deßwegen schickte Gott von Zeit zu Zeit fromme und von Gott erleuchtete Männer, welche das Volk vom Bösen abhalten, und zum Guten ermahnen und antreiben sollten. Diese Männer sagten künftige Dinge voraus, und besonders sehr Vieles von dem Erlöser, welchen Gott den Menschen verheißen hatte. Sie wurden deßwegen auch Weissager oder Propheten genannt.

Der erste unter diesen Propheten war Moses.

Die Kinder und Nachkommen des Abrahams vermehrten sich nach und nach zu vielen Tausenden. Da bestimmte Gott diesem Volke den Moses, einen sehr weisen und braven Mann, zu ihrem Vorstand und Anführer. Moses verrichtete viele Wunder. — Gott gab ihm auf einem Berge zehn Gebote, welche auf zwei steinernen Tafeln geschrieben waren. Diese Gebote, welche man Gebote Gottes nannte, weil sie von Gott selbst herkommen, sollte nun das Volk genau beobachten. Außer diesen zehn Geboten befahl Gott dem Moses noch vieles Andere, was er dem auserwählten Volke vorschreiben sollte. Moses verordnete auf Gottes Befehl, daß die Menschen ihrem Gott Opfer darbringen und dabei fromme Lieder singen und heilige Gebete verrichten sollten; ferner,

daß Priester im Volke aufgestellt werden sollten, welche die Opfer Gott darzubringen, die Gesänge und Gebete zu leiten, und überhaupt die öffentlichen Gottesverehrungen anzuordnen hätten.

Da nun durch diese Einrichtungen, die Moses auf Gottes Befehl anordnete, die Menschen über Alles, was der liebe Gott von ihnen forderte, belehrt werden konnten, und da solche Anstalten getroffen waren, daß die Menschen wissen konnten, wie sie ihr Leben einzurichten hätten, um Gott zu gefallen: redete Gott nicht mehr so oft selbst mit den Menschen. — So lange sich das auserwählte Volk fromm und gut aufführte, und die Gebote Gottes gewissenhaft erfüllte; so lange ging es ihm auch gut. So oft es aber ungehorsam und böse war, wurde es von Gott, dem strengen Richter, gestraft.

Unter den frommen Männern oder Propheten, die sich die Verehrung des wahren Gottes sehr angelegen sein ließen, zeichnete sich besonders David aus. Er war zuerst Hirtenknabe, dichtete aber als solcher auf dem Felde viele schöne Lieder, die man Psalmen nannte und bei den öffentlichen Gottesverehrungen zu singen pflegte. — Weil David so fromm, weise und gut war, wurde er zum Könige (Vorstand) des Volkes Israel gewählt. Er weissagte (prophezeite) viel von dem verheißenen Erlöser. Gott gab ihm das Versprechen, daß der Erlöser aus seinem Geschlechte kommen werde. Und von dieser Zeit an nannte man den verheißenen Erlöser auch Davids Sohn, den Messias, Christus oder den Gesalbten.

6) Erwartung des Erlösers.

Von Zeit zu Zeit traten unter dem Volke Israel solche weise und fromme Männer (Propheten) auf,

die das noch deutlicher erklärten, was Gott bisher den Menschen geoffenbart hatte. Die vornehmsten dieser Propheten hießen: Elias, Elisäus, Isaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel. Diese warnten das Volk vor dem Bösen, ermahnten es zum Guten, und verkündigten den Israeliten die Ankunft des Messias, indem sie sagten, das Volk Israel solle sich freuen, es werde bald der von Gott versprochene Erlöser der Welt kommen, und die Menschen noch besser belehren, wie sie leben sollten, um Gott ganz zu gefallen; und dieser Erlöser werde dann auch alles Glück, Heil und Wohlergehen über die Erde bringen. —

Es dauerte aber immer noch mehrere hundert Jahre, bis nach dem Willen Gottes dieser Erlöser wirklich kommen konnte; denn die Israeliten waren immer noch nicht verständig genug und nicht hinlänglich vorbereitet, um alles das zu fassen, was der verheißene göttliche Lehrer und Erlöser lehren und anordnen wollte zum Heile der Menschen.

Außer den Israeliten waren noch unzählig viele Menschen auf der Erde, die in großen Irrthümern lebten, ja die Erkenntniß des wahren Gottes ganz verloren hatten, und also Wahres und Falsches gar nicht mehr zu unterscheiden im Stande waren. Auch diese wollte der allgütige Gott wieder zur wahren Kenntniß Gottes zurückführen; und darum ließ er den Erlöser erst zu jener Zeit, da alle guten Menschen auf der Erde sich recht lebhaft nach etwas Besserem sehnten, wirklich auf der Erde erscheinen.

7) Ankunft des Erlösers.

Alle guten Israeliten warteten nun auf den von Gott verheißenen Erlöser der Welt. Dieser Erlöser sollte aber Gottes eingeborner Sohn selbst sein. Gott

wollte, daß sein eingeborner Sohn selbst Mensch werden, den Menschen den Willen seines himmlischen Vaters bekannt machen, und durch sein Beispiel zeigen sollte, wie man diesen heiligen Willen im Leben vollkommen erfüllen könne. Er sollte die Menschen besonders darauf aufmerksam machen, daß sie alle schon von Adam her sündigten, wenn sie sich auch zu Zeiten wieder besserten; daß sie aber eben darum immer strafbar und folglich nie würdig seien, ganz glücklich zu sein; denn die Gerechtigkeit Gottes lasse nicht zu, daß es dem, der Böses denkt und thut, wohl ergehe.

Der Sohn Gottes sollte nun die Menschen damit trösten, daß er selbst dem gerechten Gott werde für die Menschen Genugthuung leisten durch sein Leiden und seinen freiwilligen Tod. Er werde leiden und sterben, um dadurch die Menschen zu erlösen. —

Gott wählte zur Mutter dieses Erlösers eine arme, aber fromme, gottesfürchtige Jungfrau, Maria mit Namen. Diese lebte im Lande Israel (das weit von uns gegen Aufgang der Sonne liegt), in einem kleinen Städtchen, Nazareth, und war an einen sehr frommen und rechtschaffenen Handwerksmann, Namens Joseph, verlobt. Ein Engel des Himmels kündigte der heiligen Jungfrau an, daß sie die Mutter des Sohnes Gottes werden, und diesem den Namen Jesus geben solle.

Nun wurde damals ein Befehl des Kaisers (der Obrigkeit) bekannt gemacht, daß alle Leute im ganzen Lande aufgeschrieben werden sollten. Jede Familie mußte also in das Ort, woher ihre Eltern stammten, gehen, um sich aufschreiben zu lassen. Maria und Joseph stammten von der Stadt Bethlehem her, und mußten also dahin reisen. Sie kamen Abends spät

an. Es war da schon eine Menge Leute zusammen gekommen, die sich alle wollten einschreiben lassen, daß Maria und Joseph keine Nachtherberge mehr finden konnten. Sie mußten also außerhalb der Stadt eine Unterkunft suchen, und fanden endlich eine Hüttenhöhle, in welcher sie ihre Nachtherberge nahmen.

Und hier kam Jesus — der Sohn Gottes zur Welt. Maria wickelte das Kind Jesus in Windeln und legte es, weil sonst kein besserer Platz vorhanden war, in die Krippe. — In so tiefer Armuth und so in der Stille der Nacht wurde Gottes Sohn geboren. Aber um so prächtiger und herrlicher feierte der Himmel dieses große Ereigniß.

Fromme Hirten wachten auf dem Felde bei ihren Heerden. Auf einmal erblickten sie am Himmel einen außerordentlichen Glanz, der Alles erleuchtete. Es erschien ein wunderschöner Engel, der sagte: „Ich verkünde Euch große Freude: heute Nacht kam Gottes Sohn zur Welt. In der Krippe werdet ihr das Kind finden.“ Als er dies gesagt hatte, kamen noch viele, viele Engel. Alle lobten und priesen Gott und sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Frieden den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ — Die frommen Hirten gingen nun hin, und fanden das Kind Jesus in der Krippe. Da waren sie voll Freude und dankten Gott für seine Liebe und Güte.

Diese frommen und guten Hirten erhielten also die erste Nachricht von der Geburt des göttlichen Kindes, und freuten sich recht herzlich. Auch wir freuen uns recht von Herzen darüber, und feiern alle Jahr das Andenken an diese Geburt — das Christfest. — Besonders macht man an diesem Feste den Kindern durch Geschenke, die man „Christ-

kindlein" nennt, eine Freude. Kinder sollen diese Geschenke so annehmen, als wenn dieselbe von dem holden Christkindlein selbst kämen, jedes Mal an die Freude denken, die Gott den Menschen durch das Kind Jesus machte, und sich durch gutes Betragen dieser Freude würdig beweisen.

8) Die Weisen aus Morgenland.

Gott machte die Geburt seines lieben Sohnes auch noch weiter bekannt. — In einem sehr weit entfernten Lande lebten drei fromme nnd weise Männer, die man auch „Weise oder Könige von Morgenland" nennt. Diesen erschien auf einmal ein gar schöner, heller Stern, der ihnen die Geburt des Welterlösers andeutete. Er führte sie nach Jerusalem, der Hauptstadt des jüdischen Landes, indem er vor ihnen herzugehen schien. Hier erkundigten sie sich nach der Geburt des Erlösers. Man sagte ihnen, daß dieser in Bethlehem müsse geboren werden; denn so hätten es die Propheten vorhergesagt. Die Weisen gingen nun nach Bethlehem, fanden da das göttliche Kind, und brachten ihm Opfer als Zeichen ihrer Verehrung und Anbetung; sie öffneten nämlich ihre Schätze und opferten Gold, Weihrauch und Myrrhen.

In Jerusalem war ein sehr gottloser Fürst, der König Herodes. Als dieser von dem göttlichen Kinde Jesus hörte, fürchtete er sich und glaubte, dieses Kind könnte einmal König werden und ihn verdrängen. Er dachte also darauf, das Kind Jesus umbringen zu lassen. Er sagte daher zu den Weisen, sie sollten nur nach Bethlehem gehen und das Kind aufsuchen, dann aber wieder kommen und es ihm sagen, damit auch er hingehen und dem Kinde seine Verehrung beweisen könnte. Dies war

ihm aber nicht Ernst, sondern er stellte sich nur so, weil er das Kind heimlich umbringen lassen wollte.

Der liebe Gott aber, der Alles weiß und jedem Menschen ins Herz sieht, sagte den Weisen im Traume, sie sollten nicht mehr zum Herodes zurückkehren, sondern einen andern Weg in ihr Land einschlagen. — Herodes wartete nun lange auf die Weisen; als sie aber nicht kamen, faßte er den gräßlichen, grausamen Entschluß, alle kleine Knäblein in Bethlehem und der Umgegend umbringen zu lassen, weil er glaubte, das Kind Jesus werde dann seinem Schwerte gewiß nicht entrinnen.

Allein auch durch diese grausame That erreichte er seine Absicht nicht; denn Gott sagte dem Joseph durch einen Engel, er sollte mit Maria und dem göttlichen Kinde weit fortziehen in ein fremdes Land, Aegypten genannt, wo Herodes ihnen nicht schaden könne.

Und so zeigte Gott immer, daß gegen seinen Willen Nichts geschehen kann.

9) Der Knabe Jesus, das schönste Beispiel für Kinder.

Nachdem Herodes gestorben war, kehrten Maria und Joseph, denen der Engel wieder Nachricht gegeben hatte, mit dem Kinde Jesus in ihre Vaterstadt Nazareth zurück. Da wuchs der kleine Jesus heran, war so fleißig, so fromm, so brav und gut, daß seine Eltern und alle Leute die größte Freude an ihm hatten.

Die Israeliten hatten in ihrem ganzen Lande nur Einen Tempel, und zwar in der Stadt Jerusalem. Alle fromme Israeliten reisten des Jahres wenigstens ein Mal dahin, um daselbst Gott anzu-

beten. Der Tempel war eine sehr große, herrliche Kirche, in welcher man Gott Opfer darbrachte, betete, heilige Lieder sang, und auch die Schriften der Propheten auslegte und erklärte.

Maria und Joseph gingen auch alle Jahre in diesen Tempel. Als Jesus zwölf Jahre alt war, nahmen sie ihn auch mit. Der kleine Jesus hatte die größte Freude, als Er in dem prachtvollen Tempel so viele tausend fromme Menschen zu Gott beten sah. Auch Er war voll Andacht, hörte den Lehrern wißbegierig zu, fragte sie und antwortete auf ihre Fragen. Jedermann staunte über die Fragen und Antworten dieses wundervollen Knaben. — Maria und Joseph verrichteten ihre Andacht im Tempel, und begaben sich dann wieder auf den Heimweg. Da merkten sie auf einmal, das Jesus nicht mehr bei ihnen sei. Sie suchten Ihn drei Tage lang. Endlich fanden sie Ihn in dem Tempel, wo er mitten unter den Lehrern war, sie fragte und ihnen mit Wißbegierde zuhörte. — Maria sagte zu Ihm: „Sohn, warum hast du uns das gethan? Sieh, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht?“ — Jesus aber antwortete freundlich: „War es denn nöthig, mich zu suchen? Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem Hause meines Vaters sein muß?“

Jesus ging nun mit seinen Eltern wieder nach Nazareth zurück; Er half seinem Pflegvater treulich bei der Arbeit; Er war voll Wißbegierde und wurde alle Tage verständiger. Er war seinen Eltern unterthan (gehorsam) und nahm zu, wie an Alter, so auch an Weisheit und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen.

10) Johannes, der Vorläufer des Erlösers.

Jesus hatte seine Jugendjahre bisher im Stillen bei seinen Eltern zugebracht. Als Er nun dreißig Jahre alt war, wollte Er sein großes Werk beginnen.

Damit aber die Menschen besser auf den göttlichen Lehrer vorbereitet würden, sandte Gott vorher noch einen großen Propheten, Johannes mit Namen. Dieser predigte: „Thut Buße!" (d. h. Bedenket doch, daß ihr sündige Menschen seid, und also vor dem gerechten Gott nicht bestehen könnet!) „Das Himmelreich ist nahe!" (Ihr müsset nun ganz von Sünden rein und recht gute Menschen sein und werden; denn jetzt ist die Zeit da, wo die Menschen eine heilige, fromme, himmlische Gemeinde, ein Reich Gottes auf Erden ausmachen sollen!)

Johannes taufte mit Wasser, zum Zeichen, daß die Menschen ganz von Sünden rein sein müßten. Viele Menschen ließen sich taufen und folgten der Predigt des Johannes. Einige Leute aber glaubten, der fromme Johannes könnte vielleicht der verheißene Erlöser der Welt selbst sein. Allein Johannes sagte ausdrücklich, daß er es nicht sei, daß der Erlöser erst nach ihm kommen, und unendlich würdiger sein werde, als er, so daß er (Johannes) nicht werth sei, dem Erlöser die Schuhriemen aufzulösen (d. h. auch nur sein geringster Diener zu sein).

Johannes bereitete also die Menschen auf den Erlöser vor, indem er sein nahes Erscheinen und öffentliches Auftreten verkündigte, und sie zur Buße, zur Besserung ihres Sinnes und Wandels aufforderte.

Auch Jesus kam zu Johannes, und wollte von

ihm getauft werden. Jesus hatte dies freilich nicht nöthig; denn Er war ja der Reinste und Heiligste. Allein Jesus wollte auch hierin den Menschen ein Beispiel geben. Als Jesus getauft wurde, betete Er. Und sieh! da öffnete sich über Ihm der Himmel; der heilige Geist schwebte sichtbar in Gestalt einer Taube über Ihn herab. Es erscholl eine Stimme vom Himmel: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem Ich mein Wohlgefallen habe."

So wurde nun Jesus öffentlich vor allem Volke als der Sohn Gottes erklärt, und zu seinem hohen Berufe eingeweiht.

Gleich darauf ging Jesus in eine Wüste, wo Er sich vierzig Tage und vierzig Nächte lang aufhielt, und durch Fasten und Beten zu seinem heiligen Berufe und Lehramte vorbereitete.

11) Jesus, der göttliche Lehrer der Menschen.

Nun trat Jesus öffentlich als der Sohn Gottes und göttliche Lehrer der Menschen auf. Er ging im ganzen jüdischen Lande umher und verkündigte das Evangelium, das heißt: die frohe Botschaft, daß Er gekommen sei, die Menschen zu lehren, wie sie Gott gefallen können, und sie zu erlösen und selig zu machen.

Sehr viele Menschen glaubten an Ihn und folgten seiner Lehre. Mehrere gute Menschen hielten sich besonders zu Ihm, und diese nannte man seine Jünger oder Schüler. Unter diesen wählte Er sich zwölf besonders gute und fromme Männer aus, die Er zu seinen Mitarbeitern bei seinem Lehramte bestimmte. Er sandte sie aus in das ganze Land Israel, damit auch sie die Menschen belehren und

zum Guten ermahnen sollten. Man nannte sie deßhalb Apostel, d. h. Gesandte.

Mit jedem Tage fand Jesus mehr Freunde und Anhänger, besonders auch deßwegen, weil Er ganz untadelhaft und durchaus fromm lebte. Niemand konnte Ihn auch nur des geringsten Fehlers beschuldigen.

Doch gab es auch viele Menschen, welche auf dies alles nicht achteten, und es gar nicht glaubten, daß Jesus vom Himmel gekommen, und wirklich und wahrhaftig der Sohn Gottes sei. Da bewies Jesus seine göttliche Abkunft auch noch auf eine andere Weise. Er wirkte Wunder, d. h. Er verrichtete solche Dinge, die kein Mensch begreifen und thun kann; Er machte Kranke mit Einem Worte gesund, Blinde mit Einem Worte sehend, Stumme mit Einem Worte redeud, Taube mit Einem Worte hörend, Lahme mit Einem Worte gehend. Er durfte nur sagen: „Sei gesund!" und der Kranke war gesund; oder: „Du sollst sehen!" und der Blinde sah; oder: „Du sollst reden!" und der Stumme redete; oder: „Du sollst hören!" uud der Taube hörte; oder: „Du sollst gehen!" und der Lahme konnte gehen. Ja sogar die Todten, die schon in den Gräbern lagen, erweckte Er wieder zum Leben.

Doch sein Hauptgeschäft war immer, die Menschen zu belehren, wie sie leben, denken und handeln müßten, um Gott, dem himmlischen Vater, zu gefallen. Er lehrte die Menschen solche Wahrheiten von Gott und der unsichtbaren Welt, welche Niemand durch sich selbst erforschen, und die kein Mensch weder ergründen noch ganz begreifen kann, die aber doch ein jeder Mensch wissen muß, um ganz nach Gottes Willen leben zu können. Diejenigen Lehren, die der Mensch auch nicht ergründen oder ganz be-

greifen kann, muß er aber doch glauben, d. h. für wahr halten, weil Jesus selbst sie gelehrt hat. — Jesus lehrte also die Menschen:

I. Was sie von Gott und der unsichtbaren Welt glauben sollten; Glaubenslehre, und

II. was sie thun müßten, um Gott zu gefallen und vor ihm, dem höchsten und gerechten Richter, zu bestehen; Pflichtenlehre.

I. Die wichtigsten Glaubenslehren, die Jesus den Menschen vom Himmel brachte, sind:

1) Gott ist ein Geist; die Menschen müssen Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten, d. h. durch gute Gesinnungen und Handlungen verehren.

2) Gott allein ist gut; Er ist das heiligste und vollkommenste Wesen, und will, daß auch die Menschen so heilig und vollkommen werden sollen, wie Er ist.

3) Gott hat Alles erschaffen, Er ist der Vater aller Menschen; Er liebt alle Menschen als seine Kinder, und will, daß auch alle Menschen sich als Kinder Eines Vaters im Himmel lieben und dadurch ihren himmlischen Vater lieben und verehren sollen. — Von sich selbst lehrte Jesus, daß Er der Sohn Gottes sei. Seinen Jüngern versprach Er, statt Seiner einen andern Lehrer zu senden, den Geist der Wahrheit, den Tröster, welcher von Gott dem Vater und dem Sohne ausgeht, und sie alle Wahrheit lehren werde. Er befahl den Aposteln, alle Menschen auf das Bekenntniß: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" zu taufen. — Also Ein Gott, und drei Personen in der Gottheit, der Vater, der Sohn und der heilige Geist. Und diese Drei sind Eins. — Dies ist

das hohe Geheimniß der heiligsten Dreieinigkeit oder Dreifaltigkeit.

4) Gott verzeiht dem reumüthigen Sünder, und nimmt ihn wieder gnädig auf, wenn er sich bessert. Gott ist allbarmherzig.

5) Nach dem Tode gibt es noch ein Leben; die Seele des Menschen dauert immer fort; sie ist unsterblich. — Gute Menschen werden in der andern Welt belohnt; böse und ungebesserte Sünder werden ewig gestraft.

II. Von den Pflichten, d. h. von demjenigen, was die Menschen thun sollen, um Gott zu gefallen, lehrte Jesus:

1) daß wir nicht bloß gut handeln, sondern auch allezeit gut gesinnt sein sollen, denn Gott sehe besonders auf die guten Gesinnungen und den guten Willen;

2) daß die Menschen immer und allezeit an Gott denken, und stets auf ihn vertrauen sollen; daß sie öfters mit Gott reden, d. h. zu ihm beten, beim Gebete aber auch denken sollten, was sie beten. Er lehrte uns das schönste Gebet, welches also lautet:

Vater Unser, der Du bist in dem Himmel!
Geheiligt werde Dein Name!
Zukomme uns Dein Reich!
Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!
Gib uns heute unser tägliches Brod!
Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!
Und führe uns nicht in Versuchung!
Sondern erlöse uns von dem Uebel! Amen.

3) Sein Hauptgebot für die Menschen war: Liebe Gott von ganzem Herzen und über Alles; die Menschen aber liebe, wie dich selbst.

4) Er lehrte, daß wir auch sogar die lieben sollen, die uns Böses wünschen und thun. — „Liebet auch eure Feinde!"

Was Jesus mit Worten lehrte, das lehrte Er auch durch sein Beispiel. Er liebte Gott über Alles, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und die Menschen, wie sich selbst. Er that allen Menschen Gutes, und verlangte nie Etwas dafür; Er war ganz uneigennützig. Er betete für seine Feinde und that denen Gutes, die ihn haßten und verfolgten. Er lebte ganz nach dem Willen Gottes.

12) Jesus, der göttliche Erlöser der sündigen Menschen.

Drei Jahre lang reiste Jesus im jüdischen Lande umher, um die Menschen zu belehren, was sie zu glauben und zu thun haben, um Gott zu gefallen. Nun nahete aber die Zeit heran, da Er das höchste Wunder seiner Liebe zeigen wollte, nämlich dies: die sündigen Menschen zu erlösen.

Schon vom ersten Menschen an hatten alle Menschen gesündigt, (Böses gethan). Sollten nun die Menschen vor Gott, dem gerechtesten Richter, so bestraft werden, wie sie es verdienten, so hätten sie gar nie zufrieden und glückselig werden können. Und doch forderte die Gerechtigkeit Gottes, daß das Böse bestraft werden, und für die sündigen Menschen Genugthuung geschehen sollte. Der liebevolle Gott versprach daher schon den ersten Menschen, daß er einen Erlöser senden wolle, der alle Sünden der Welt auf sich nehmen würde. Durch die Propheten

ließ Gott diese Verheißung dem auserwählten Volke öfters wiederholen: „Jesus, der eingeborne Sohn Gottes, werde die Strafen aller Menschen auf sich nehmen; Er werde der Gerechtigkeit das Opfer bringen, für die Menschen leiden und im Leiden sterben."

Jesus sagte selbst öfters voraus, daß er aus Liebe zu seinem himmlischen Vater und zur Erlösung der Menschen leiden und sterben werde, und daß an ihm erfüllt werden würde, was die Propheten von dem Messias geweissaget haben. — Aber viele böse Menschen glaubten Ihm nicht; ja sie wurden Ihm feind, weil Er sich für den Sohn Gottes ausgab, und weil Er sie zur Buße und Besserung aufforderte, und ihre bösen Handlungen mißbilligte. Besonders abgeneigt waren ihm die Pharisäer, eine Klasse heuchlerischer und scheinheiliger Menschen, welche immer besser scheinen wollten, als sie waren. Diese trachteten nun Jesu nach dem Leben, und versuchten es öfters, Ihn heimlich umzubringen. Allein Jesus wußte alle ihre Gedanken und sah ihre bösen Gesinnungen. Sie konnten ihm nichts zu leide thun, weil Jesus für jetzt noch nicht leiden und sterben wollte. Er sagte daher öfters: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen."

Doch endlich, als die Zeit da war, wo Er nach dem Willen Gottes und freiwillig leiden und sterben wollte, versammelte er seine zwölf vertrautesten Jünger, die Apostel, sagte ihnen, daß nun sein Leiden beginnen werde, und hielt mit ihnen noch das letzte Abendmahl. Bei diesem Abendmahl stiftete Er ein neues Denkmal seiner Liebe und befahl ihnen, dieses heilige Abendmahl noch oft zum immerwährenden Andenken an sein Leiden und Sterben zu feiern, und sich seiner Liebe zu erinnern.

Nach diesem letzten Abendmahle begab Er sich in einen Garten, Gethsemane genannt, wohin Er gewöhnlich am Abend mit seinen Jüngern zu gehen pflegte. Und hier geschah, was Er selbst kurz vorher am nämlichen Abende noch seinen Jüngern vorausgesagt hatte. In diesem Garten ergriffen Ihn seine Feinde, führten Ihn gefangen vor einen Richter, Namens Pontius Pilatus, fügten Ihm alle erdenklichen Unbilden zu, ließen Ihn geißeln, zum Spott mit einer Dornenkrone krönen, und verhöhnten ihn sonst noch auf die unmenschlichste Weise. Pilatus, der Richter, erklärte Ihn zwar für unschuldig; allein die Pharisäer und andere Feinde Jesu erdichteten allerlei falsche Anklagen, und wußten es dahin zu bringen, daß der ungerechte Pilatus Jesum zum schrecklichsten Tode, zum Kreuzestode, verurtheilte. Jesus wurde hinausgeführt auf die Richtstätte Golgatha, und da an ein großes Kreuz genagelt, an welchem er unter den größten und unaussprechlichsten Schmerzen seinen Geist aufgab.

Jesus litt und starb leidend, freiwillig für die sündigen Menschen, um sie zu erlösen.

So groß war die Liebe Gottes gegen die Menschen, daß er selbst seinen eingebornen Sohn für sie dahin gab.

Wie schrecklich muß die Sünde sein, da der ewig gerechte Gott ein so großes Opfer für die sündigen Menschen forderte!

* * *

Wie der Himmel bei der Geburt Jesu frohlockte und das Fest der Geburt mit Glanz und Herrlichkeit feierte, so trauerte er nun bei dem Tode Jesu: Die Sonne verfinsterte sich; die Erde wurde in

Finsterniß eingehüllt; der Vorhang des Altars in dem Tempel zu Jerusalem zerriß, und Alle, die bei dem Tode Jesu zugegen waren, wurden von Furcht und Schrecken ergriffen.

Jesus wurde von seinen Freunden und Jüngern vom Kreuze abgenommen, und in ein herrliches Grab gelegt, das ganz von Stein, und in einen Felsen gehauen war.

13) Jesus, der Stifter eines göttlichen Reiches auf Erden.

Nach drei Tagen stand Jesus wieder mit göttlicher Allmacht vom Tode auf, wie Er es vorhergesagt hatte, und erschien seinen Schülern und Jüngern. Er wandelte nun noch vierzig Tage auf Erden bei seinen Jüngern, belehrte sie noch über Vieles, was sie zur Verbreitung seiner göttlichen Lehre thun, und wie sie die Menschen belehren sollten, und fuhr endlich vor ihren Augen sichtbar in den Himmel.

Bald nach seiner Himmelfahrt sandte Jesus seinen Jüngern den heiligen Geist, wie Er es versprochen hatte. Die Jünger waren in einem großen Saale versammelt. Eines Morgens kam Er. Sehen konnten sie Ihn zwar nicht; aber sie sahen und hörten die Zeichen seiner Ankunft. Ein mächtiger Sturmwind erschütterte den Saal. Feuerflammen schwebten über ihren Häuptern. Auch erkannten und empfanden sie innerlich, daß Er nun gekommen sei. Göttliche Weisheit erleuchtete ihren Verstand, himmlische Freude an allem Guten erfüllte ihr Herz. Sie fingen an, Gott dafür laut zu loben und zu preisen.

Durch diesen göttlichen Geist wurden die Jünger zu allem Guten gestärkt. Sie fingen nun an, die Lehre Jesu öffentlich zu verkünden, und verbreiteten überall die erfreuliche Nachricht, daß Jesus, der Sohn Gottes, vom Himmel gekommen sei und die Welt von Sünden erlöset habe. Die Apostel und Jünger Jesu wurden zwar von bösen Menschen verfolgt, und die meisten derselben sogar getödtet. Allein alle Verfolgungen und Leiden, die sie zu erdulden hatten, konnten sie nicht abhalten, die Lehre zu verkünden. Sie fuhren fort, zu lehren und zu predigen, bildeten nach und nach immer mehr und mehr Lehrer und Mitarbeiter in diesem Berufe, und reisten in verschiedenen Ländern umher, um die Lehre Jesu zu verbreiten. Einige Apostel und deren Begleiter auf den Reisen schreiben die Geschichte des göttlichen Lehrers und Erlösers der Menschen auf; und weil diese Geschichte so viel Erfreuliches für die Menschen enthält, so nannte man dieselbe Evangelium, d. h. erfreuliche Nachricht. Die Verfasser dieser Geschichten nennt man Evangelisten. Es sind derselben vier, und sie heißen: Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. — Lukas verfaßte auch eine Apostelgeschichte, welche die merkwürdigsten Thaten und Schicksale aus dem Leben der Apostel enthält.

Täglich vermehrte sich die Zahl der Jünger und Jüngerinnen Jesu, und so entstanden an vielen Orten ganze Gemeinden, welche sich zur Lehre Jesu bekannten. Da Jesus auch Christus, d. h. der Gesalbte des Herrn, genannt wurde, so nannten sich die Bekenner Jesu auch Christen, d. h. solche Menschen, welche dem Gesalbten des Herrn sich ganz weihen, und sich zur Befolgung seiner Lehre, und zur Nachahmung seines untadelhaften Wandels ver-

pflichtet haben. Ueberall, wo die Apostel und ersten Jünger Jesu solche christliche Gemeinden stifteten, bestellten sie auch Aufseher (Bischöfe) und Verkündiger der Lehre Jesu (Priester), und übertrugen diesen die ihnen von Christus verliehene Würde und Aufsicht über die christlichen Gemeinden. Die Bischöfe, als die Aufseher über die Priester und Lehrer, sorgten dafür, daß die christliche Lehre immer weiter ausgebreitet und allen Menschen verkündiget würde; sie sandten die Verkündiger derselben in alle Länder aus, reisten in den ersten Zeiten auch selbst umher, um die erfreuliche Nachrichten von dem Reiche Gottes zu verbreiten, ordneten die nöthigen Anstalten und Einrichtungen zur Erreichung dieses großen Zweckes an, und wachten aber auch besonders sorgfältig darüber, daß die Lehre Jesu überall rein und unverfälscht vorgetragen würde.

Durch den unermüdeten frommen Eifer der Bischöfe, Priester und Verkünder des Evangeliums wurde das Christenthum nach und nach über einen großen Theil der Erde verbreitet. Sie sorgten dafür, daß Kirchen, d. h. besonders große und schöne Gebäude zur Verkündigung des Evangeliums und zur Versammlung der Christen errichtet wurden; sie setzten gewisse Tage fest, an welchen das Andenken an besonders wichtige Begebenheiten aus der Geschichte des göttlichen Erlösers gefeiert werden sollten, z. B. das Christfest, oder das Fest der Geburt Jesu; das Osterfest, als das Fest der Auferstehung Jesu; das Himmelfahrtsfest, das Pfingstfest oder das Fest der Sendung des heiligen Geistes, und außer diesen noch einige Feste zum Andenken Maria's, der Mutter Jesu, der Apostel, und anderer frommer Männer, die sich um die Ver-

breitung des Christenthums vorzüglich verdient gemacht hatten.

Da die Verkündiger der Lehre Jesu hauptsächlich für den Geist oder die Seele des Menschen sorgen, so nennt man sie Geistliche oder Seelsorger. Und da die Lehre Jesu so hochwichtig ist für die Menschen, so muß man die Verkünder derselben auch hoch ehren und ihnen ausgezeichnete Hochachtung erweisen. Sie sind die unmittelbaren Nachfolger der Jünger Jesu, und Jesus selbst sagte: „Wer euch achtet, der achtet mich!“ — Man nennt daher die Geistlichen und Seelsorger, weil sie aller Ehre würdig sind, hochwürdig und hochehrwürdig.

Die Kirche ist vorzüglich der Ort, wo die hochwürdigen Seelsorger und Geistlichen die Lehre Jesu verkünden und die Menschen an die göttlichen Wohlthaten erinnern durch Gebet und Gesang. In jedem größern Orte findet sich auch eine Kirche, welche zugleich auch immer das erhabenste und festeste Gebäude im Wohnorte ist, weil es auch zur wichtigsten Angelegenheit der Menschen, zur Verehrung und Anbetung Gottes, bestimmt ist.

Aber auch die Schule ist dazu bestimmt, die Menschen in der Lehre Jesu zu unterrichten, sie ist nicht bloß eine Gemeindeanstalt, sondern auch eine kirchliche Anstalt. Die meisten Schulen, wenn nicht alle, verdanken dem Christenthume ihre Entstehung und ihr Dasein, und besonders die hochwürdigen Geistlichen sind es, welche die ersten Schulen anlegten, die allgemeinere Errichtung derselben hervorriefen, die bessere Einrichtung und die Vervollkommnung derselben beförderten.

Alle die Einrichtungen, durch welche die Menschen zur Heiligkeit geführt, und die Religion, d. h. die Verbindung des Menschen mit Gott, befördert werden

soll, Kirchen und Schulen, sind eine Folge der Lehren, welche Jesus vom Himmel brachte. Alle die vielen christlichen Gemeinden, die sich auf der ganzen bekannten Erde zerstreut finden, bilden zusammen ein großes Reich, die Christenheit, und sind in Glaube und Liebe vereint. Sie machen zusammen das göttliche Reich auf Erden aus, das Jesus stiftete.

Vierter Abschnitt.

Der Wohnort und seine Umgebung.

1) Das Dorf, als der Wohnplatz der Gemeinde.

Wie das Haus der Wohnplatz für die Familie ist, so ist auch das Dorf (der Marktflecken, die Stadt) der gemeinschaftliche Wohnplatz einer größern Familie — der Gemeinde (Kommune, Dorf- oder Stadtgemeinde). Was nun in einem Hause die Stuben, Kammern, Hausgänge, Haustenne, Vorplatz oder Dehrn sind, das sind in einem Dorfe (in einer Stadt) die einzelnen Wohnhäuser, Vorrathsgebäude, Gassen, Straßen, Markt- oder Kirchenplätze.

Wenn ein Kind in seinem eigenen Hause nicht einmal alle Zimmer, Stuben und Kammern zu finden wüßte, wenn es nicht angeben könnte, welcher Weg oder welche Stiege in die Küche, den Keller, die Bühne, oder den Boden u. s. w. führe; was

würde man wohl von diesem Kinde sagen? — Gewiß hieße es: das ist ein recht unachtsames Kind! Weiß doch jeder Vogel sein Nest, und dies Kind weiß nicht einmal in seinem eigenen Hause alle Wege und Gelasse!"

Wenn aber ein Kind schon ein ganzes Jahr in die Schule geht, und den schönen Namen „Schüler" trägt, so muß es auch die Wege, Straßen, Gassen, Häuser und großen Plätze in seinem Wohnorte kennen; und es wäre eine große Schande für einen Schüler, wenn er dies nicht wüßte.

Erzählung.

Ein fremder Herr kam einmal in ein Dorf, und fragte da einen Knaben von etwa 7 Jahren, der eben mit seinen Büchern unter dem Arme aus der Schule kam, wo das Pfarrhaus sei. — Der Knabe sagte, daß er es nicht wisse. „Was?" versetzte der Fremde, „du bist aus diesem Dorfe und weißt nicht einmal das Pfarrhaus? — Du mußt wohl ein rechter Dümmling sein." — Der Knabe schämte sich und schlich in sein Haus. Ein anderer Knabe, Namens Andreas, stand in einer Seitengasse und hörte dieses. Hurtig eilte er herbei, erbot sich, dem fremden Herrn den Weg nach dem Pfarrhause zu zeigen, und that es dann wirklich. Der Fremde wollte ihm ein Geschenk geben; aber Andreas nahm es durchaus nicht an, sondern sagte: „Nein, nein, ich danke Ihnen; es hat mich gefreut, Ihnen einen kleinen Dienst erweisen zu können." — Da Andreas das Geschenk durchaus nicht annahm, so fragte der Herr nach dem Namen der Eltern des Andreas, zog dann ein Schreibtäfelchen aus der Tasche und schrieb Etwas in dasselbe. — Später erhielten die Eltern des Andreas, die ganz arme Leute waren, einen sehr

ansehnliches Geschenk von diesem Herrn, und einen Brief, worin versichert war, daß der Herr, dem die uneigennützige Dienstfertigkeit des Knaben ungemein wohl gefiel, seiner Zeit für den Andreas noch mehr thun werde.

2) Die vier Himmelsgegenden.

Ein Lehrer forderte seine Schüler einmal auf, eine Beschreibung ihres Wohnortes und dessen Umgebung zu verfassen, dabei aber genau anzugeben, wo die Kirche, das Schulhaus, das Rathhaus u. dgl. liegen. — Einige der bessern Schüler waren bald damit fertig, und hatten wirklich alle merkwürdigern Gebäude genau aufgeschrieben; aber dennoch sagte der Lehrer: „Eure Beschreibung ist nicht ganz richtig.“

Schüler: Warum denn? — Wir haben ja doch alle merkwürdigen Gebäude aufgeschrieben und auch angegeben, wo sie stehen.

L.: Allerdings; aber ihr habet geschrieben: Das Pfarrhaus steht rechts neben der Kirche, das Schulhaus steht links bei der Kirche, der Kirchhof ist unten am Ende des Dorfes u. s. w. Und das Alles ist ja gerade umgekehrt: Das Pfarrhaus liegt links bei der Kirche, und das Schulhaus rechts und so fort.

Sch.: Ja, wenn man von der andern Seite in das Ort kommt, dann ist es freilich ganz anders.

L.: Seht ihr also, daß eure Beschreibung nicht ganz richtig ist? — Eine Beschreibung muß, wenn sie richtig sein soll, immer passen, mag man nun von dieser oder jener Seite her in das Ort kommen.

Sch.: Aber wie sollen wir denn dies machen?

L.: Dies werdet ihr bald einsehen. Ihr habt doch wohl die Sonne schon oft auf- und niedergehen sehen?

Sch.: O ja; das sehen wir alle Tage, wenn Witterung nicht gar zu trübe ist.

L.: Wo seht ihr sie auf-, und wo niedergehen?

Sch.: (Zeigen die Gegend des Auf- und Niedergehens der Sonne).

L.: Geht die Sonne denn alle Tage in der nämlichen Gegend auf und nieder? oder steigt sie auch manchmal anderswo herauf?

Sch.: Nein, die Sonne geht immer in der nämlichen Gegend auf und auch in der nämlichen Gegend unter.

L.: Und wo seht ihr die Sonne Mittags stehen?

Sch.: (Zeigen es).

L.: Wie könnte man nun die Gegenden heißen, in welchen die Sonne auf- und untergeht?

Sch.: Sonnenaufgang und Sonnenniedergang.

L.: Wohl! Aber wenn die Sonne aufgeht, macht sie Morgen, wenn sie niedergeht, macht sie Abend; deßwegen nennt man diese Gegenden auch bloß „Morgen" und „Abend". Wie wird man nun die Gegend nennen, wo die Sonne zur Mittagszeit steht?

Sch.: Mittagsgegend.

L.: Da man nun die Sonne an verschiedenen Gegenden des Himmels erscheinen sieht, so nennt man diese Himmelsgegenden. Auch die Gegend, wo man die Sonne gar nie sieht, hat einen Namen, man nennt sie Mitternacht, weil sie der Mittagsgegend entgegengesetzt ist. Wie viele Himmelsgegenden gibt es also?

Sch.: Es gibt vier Himmelsgegenden, nämlich Morgen und die entgegengesetzte: Abend; Mittag und die entgegengesetzte: Mitternacht.

L.: Statt dieser Benennungen hat man auch noch andere, die kürzer sind, nämlich: Ost statt

Morgen; West statt Abend; Süd statt Mittag; Nord statt Mitternacht. Werdet ihr es nun wohl verstehen, wenn ich sage: das Pfarrhaus steht östlich, das Schulhaus westlich von der Kirche?

Sch.: O ja, es bedeutet: das Pfarrhaus steht, von der Kirche an gerechnet, in der Gegend, wo die Sonne aufgeht; und das Schulhaus, von der Kirche an gerechnet, in der Gegend, wo die Sonne niedergeht.

L.: Richtig! — Paßt aber diese Bestimmung der Lage dieser Gebäude auch immer, man mag nun von dieser oder jener Seite in unser Wohnort kommen?

Sch.: Ja; denn die Sonne geht immer in derselben Gegend auf und unter, und so muß diese Bestimmung auch immer passend sein, man mag von Ost, West, Süd oder Nord her in das Ort kommen.

L.: Gut! — da ihr nun die vier Himmelsgegenden anzugeben wisset, so werdet ihr auch im Stande sein, folgende Fragen zu beantworten.

3) Lage der Gebäude.

1) Welche Gebäude stehen in der Mitte unsers Wohnortes?

2) Wo steht die Kirche? in der Mitte? oder mehr südlich ꝛc.

3) Auf welcher Seite der Kirche ist der Haupteingang in dieselbe?

4) Wo steht der Thurm südlich, östlich u. s. w. von der Kirche?

5) Wo steht das Pfarrhaus in Beziehung auf die Kirche?

6) Wo steht unser Schulhaus in Beziehung auf die Kirche?

7) Womit ist das Schulhaus östlich ꝛc. umgeben?

8) Auf welcher Seite des Schulhauses ist der Eingang?

9) Welches sind die Umgebungen des Rathhauses nach den vier Himmelsgegenden?

10) Welche Gebäude umgeben den Kirchenplatz (Marktplatz)?

11) Auf welcher Seite des Ortes ist der Kirchhof?

* Die Gebäude, welche das Eigenthum einzelner Bewohner des Ortes sind, nennt man Privatgebäude; die Gebäude, welche für alle Bürger des Ortes gleichsam offen sind, und entweder der Gemeinde oder der Herrschaft gehören, nennt man öffentliche Gebäude (Gemeindehäuser, herrschaftliche Gebäude).

12) Welche Gebäude in unserm Orte sind öffentliche Gebäude? (Herrschafts- oder Gemeinde-Gebäude?)

4) Straßen, Gassen, Wege, Brunnen.

Wer sich in seinem Wohnorte umgesehen hat, muß auch folgende Fragen beantworten können:

1) Führt durch unser Ort eine Hauptstraße? In welcher Richtung nach den Himmelsgegenden zieht sie sich durch das Ort?

2) In welches nächste Ort führt die Hauptstraße, wenn man dieselbe nach Ost? (West? Süd? Nord?) geht?

3) Welche und wie viele Häuser stehen zu beiden Seiten der Hauptstraße oder Hauptgasse?

4) Wie nennt man die einzelnen Gassen, Nebengassen und Wege, welche östlich, westlich, südlich, nördlich mit der Hauptstraße oder Hauptgasse verbunden sind?

5) In welchem (südlich, östlich ꝛc.) Theile des Ortes sind Brunnen? und wie viele? — Welches Brunnenwasser hält man hier für das beßte?

6) Befindet sich in oder bei unserm Wohnorte auch ein Bach? Fluß? — Stege? Brücken? und in welcher Richtung nach den Himmelsgegenden?

Erste Erzählung.

Der verirrte Reisende.

Ein Reisender begegnete einst an einem Herbstabende, als es schon anfing, dunkel zu werden, einem Hirtenknaben, der eben seine Heerde heimtrieb, an einem Kreuzwege, d. h. an einer Stelle, wo sich mehrere Straßen und Wege durchkreuzten. „Guter Knabe,“ redete der Reisende den jungen Hirten an, „welche von diesen Straßen führt wohl nach der Oberamtsstadt?“ — „Diese da,“ sagte der Knabe, indem er auf den mittlern der drei Wege zeigte und gedankenlos seine Heerde über die nahe Brücke trieb. Der Reisende dankte dem Knaben, und schlug den Weg ein, den ihm dieser als den richtigen angegeben hatte. Da es immer dunkler und neblichter wurde, so verdoppelte der Reisende seine Schritte, und erreichte etwa nach einer halben Stunde einen Wald. Je weiter er aber in den Wald hinein kam, desto enger und schlechter wurde der Weg. Endlich verlor sich der Weg ganz, denn es war kein eigentlicher gangbarer Weg, sondern bloß ein Holzweg, der in das Innere des Waldes führte. Der Reisende befand sich nun in größter Verlegenheit, besonders da diese Nacht gerade sehr finster war; bald stieß er auf Baumwurzeln, die über den Boden hervorragten, bald auf Steine und Dornsträuche, und endlich gerieth er in eine so

sumpfige Gegend, daß er fast gar nicht mehr fortkommen konnte. In dieser großen Angst und Noth betete er: „O du lieber guter Gott, du siehst und weißt ja Alles; du siehst auch mich in dieser finstern Nacht! Hilf mir doch in dieser Noth und rette mich aus dieser schrecklichen Gefahr.“ — Indem er so betete, vernahm er in der Ferne menschliche Stimmen. Er rief mit lauter Stimme mehrmals um Hülfe; sein Ruf wurde beantwortet, und alsbald kamen zwei Kohlenbrenner herbei, die in der Nähe einen Kohlhaufen angelegt hatten, halfen dem Verirrten aus dem Sumpfe und führten ihn zu ihrer Kohlstätte. Er erzählte nun den Köhlern seine Abenteuer, und bat sie, ihn in das nächste beßte Ort zu führen; denn er sei so abgemattet und durchnäßt, daß er diese Nacht unmöglich im Freien bei ihnen zubringen könnte. Die Köhler waren sehr gutmüthige Leute; der Eine erbot sich sogleich mit aller Bereitwilligkeit, ihn in das nächste Ort zu führen, das eine gute Stunde von der Kohlstätte entfernt war, und hier begab sich der Reisende in einen Gasthof, wo zum Glück die Leute noch nicht zu Bette gegangen waren. Er wollte nun dem Köhler eine reichliche Belohnung geben, allein dieser war durchaus nicht zu bewegen, Etwas anzunehmen, sondern versicherte, daß ihm das Bewußtsein, einem Menschen einen Dienst erwiesen zu haben, schon die schönste Belohnung sei. Der Reisende dankte dem gutmüthigen Köhler recht herzlich, und dieser kehrte wieder in den Wald zurück.

Der Reisende dankte Gott herzlich für seine wunderbare Rettung und begab sich bald zu Bette. Des andern Tages erzählte er dem Wirthe, wie übel es ihm am vorigen Abende ergangen, und daß eigentlich der Knabe, der ihm einen falschen Weg

zeigte, die Ursache der Verirrung gewesen sei. Der Wirth erkundigte sich genauer nach diesem Knaben, und am Ende kam man darauf, daß des Dorfhirten Görge es war, der dem Fremden einen falschen Weg gewiesen habe.

Görge wurde nun angeklagt und verurtheilt, drei Stunden eingesperrt zu werden. Er wollte sich damit entschuldigen, daß er den Weg selbst nicht recht gewußt, und denselben also nicht besser habe zeigen können. Allein der Richter erwiederte: „Eben deßwegen, weil du den Weg selbst nicht wußtest, hättest du auch dem Fremden deine Unwissenheit bekennen, ihn aber nicht irre leiten sollen; dann würde er sich schon bei einem verständigern Menschen, als du bist, nach dem richtigen Wege erkundigt haben, und somit nicht in solche Gefahr gekommen sein." — Görge wurde also ohne Weiteres eingesperrt, und überdies von manchem muthwilligen Knaben als „der dumme Wegweiser" verspottet.

Zweite Erzählung.

Lerne aus den Fehlern Anderer Nutzen ziehen.

Als Görge nach seiner Einsperrung wieder das erste Mal in die Schule kam, fingen einige bösartige Schüler an, ihn zu necken, indem sie ihn den dummen Wegweiser nannten. Der Lehrer aber verwies ihnen dies sehr ernstlich und sagte: „Görge hat allerdings einen großen Fehler gemacht, da er den Fremden auf Irrwege führte; denn wie leicht hätte der Reisende in einen Waldbach oder in einen Hohlweg stürzen, oder auch im Sumpfe stecken bleiben können? — Und wären nicht die Köhler glücklicher

Weise in der Nähe gewesen, so hätte er wahrscheinlich eines jämmerlichen Todes sterben müssen! — Wer anders als Görge wäre aber dann Schuld gewesen an seinem Tode?"

Görge fing nun an bitterlich zu weinen. Doch auch die übrigen Schüler wurden ernsthaft und nachdenkend. Der Lehrer fuhr nun fort: Ich will glauben, daß Görge diesen Fehler nicht aus Bosheit und Muthwillen, sondern bloß aus Unbesonnenheit und Unwissenheit begangen habe; er dachte wohl nicht daran, welche traurige Folgen seine Unbedachtsamkeit haben könnte. Doch, er ist empfindlich gestraft worden, und wird in Zukunft gewiß vorsichtiger und bedachtsamer sein. Aber auch euch allen soll dieser Fall zur Warnung dienen. Merket euch daher den Denkspruch: „Glücklich, wer durch fremden Schaden klug wird!" — und befolget für die Zukunft folgende Lehren:

1) Lerne die Umgebungen deines Wohnortes, die Wege und Straßen genau kennen, damit du Fremde und Reisende zurecht weisen kannst, wenn sie dich deßhalb fragen.

2) Gegen Fremde, die dir begegnen, oder dich um Dies oder Jenes befragen, sei besonders höflich, freundlich und artig; denn jeder Fremde freut sich, wenn er artige und freundliche Menschen antrifft.

3) Sei vorsichtig und bedachsam, wenn du Jemanden den Weg zeigen sollst, besonders in waldigen Gegenden; denn wer einem Fremden einen unrichtigen Weg zeigt, kann denselben in großen Schaden, ja sogar in Lebensgefahr bringen.

4) Zerstöre oder verderbe ja nie die Wegzeiger, Stundensteine, Meilenzeiger u. dgl., welche gewöhnlich an Scheidewegen und längs der Straßen sich vorfinden; denn diese schöne Einrichtung ist für die

Reisenden äußerst bequem und angenehm, und kann dir selbst oft nützlich sein.

5) Die Markung des Wohnortes.

Erzählung.

Ein Knabe wurde einmal von seiner Mutter auf das Feld geschickt, um dem Vater, der einen Graben durch die Wiesen ziehen wollte, das Mittagsessen zu bringen. Die Wiese war eine kleine Stunde von dem Orte entfernt. Der Knabe ging um 11 Uhr zu Hause weg, verfehlte aber den rechten Weg, indem er auf einer ganz entgegengesetzten Seite des Feldes bis gegen 2 Uhr Nachmittags in der Markung des Dorfes umherlief, und kam endlich weinend wieder nach Hause mit der Entschuldigung, daß er den Vater nicht habe finden können.

Der gute Vater wartete indeß mit Ungeduld auf das Essen; denn durch die angestrengte Arbeit war er hungrig und durstig geworden. Endlich, da er lange vergeblich gewartet hatte, und vor Mattigkeit nicht mehr arbeiten konnte, ging er nach Hause. Die Mutter erzählte ihm, was vorgefallen war. Da ließ der Vater den Knaben vor sich kommen und sagte mit Unwillen zu ihm: „Schäme dich, du unachtsamer Knabe! Du bist schon so oft mit mir auf unsern Feldern und Wiesen gewesen, und weißt den Weg nicht mehr zu finden? Bist du denn dümmer als unser Rappe, welcher jedes Wirthshaus, wo ich schon einmal das Fuhrwerk einstellte, wieder zu erkennen weiß? — Zur Strafe sollst du nun heute bei dem Nachtessen vor das Haus hinunter stehen und die vier Himmelsgegenden betrachten, damit du das nächste Mal besser auf die Wege in den Feldern unserer Markung Acht gibst.“ — Der Knabe nahm

sich in Zukunft besser in Acht und verfehlte nie mehr des Weges, so oft er auch in das Feld geschickt wurde.

* * *

Wenn wir unsern Wohnort verlassen und ins Freie gehen, so sehen wir da Gärten, Wiesen, Aecker, (Weinberge), Viehweiden, Wälder, Hügel, Berge, Thäler (oft auch eine weite Ebene ohne Berge), Quellen, Bäche, Flüsse, Teiche, Weiher, (Seen). Was der Hausgarten für die Familie ist, das sind die Gärten und Felder, die um den Wohnort herum liegen, für die Gemeinde. — Der Umkreis, in welchem die Gärten, Felder und Wiesen der Gemeinde liegen, wird Markung genannt, und ist mit Mark- oder Gränzsteinen bezeichnet. —

Wer sich schon in der Markung seines Wohnortes umgesehen hat, wird wohl auch folgende Fragen zu beantworten wissen:

1) Auf welcher Seite des Ortes liegen die Gemeinde-Gärten?

2) Wie nennt man die Gegend, wo die Gärten liegen?

3) Wie weit sind sie vom Wohnorte entfernt?

4) Wie liegen die Gemeindeäcker?

5) In wie viele Feldungen (Fluren) ist die Markung eingetheilt? Wie nennt man sie?

6) Wo liegen die Gemeindewiesen? und wie nennt man sie?

7) Sind in unserer Markung auch Weinberge und auf welcher Seite liegen sie?

8) Wie weit ist die Gränze der Markung von unserm Wohnorte entfernt auf der östlichen? westlichen? südlichen? nördlichen Seite?

9) Wo sind Hügel, Berge, Thäler und Viehweiden auf unserer Markung?

10) Auf welcher Seite unsers Wohnortes sind Wälder? Bäche? Flüsse? Weiher? Seen?

Fünfter Abschnitt.

Naturgeschichte.

Schönheiten und Freuden in der Natur.

In einem gewissen Dorfe ging der neue Schullehrer, der erst vor einigen Tagen daselbst angekommen war, auf das Feld spaziren, um sich an dem Anblicke der schönen Natur zu ergötzen. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen. Die eben aufgehende Sonne vergoldete die Gipfel der Hügel und Berge; Thautröpfchen glänzten wie Perlen an den jungen Grasspitzen; Wiesen und Auen prangten mit den schönsten Blumen; Bäume und Hecken waren mit den wohlriechendsten Blüthen geschmückt; frohe Lerchen jubelten hoch oben in den Lüften; lieblicher Wachtelschlag erscholl in Staaten und Feldern, und in Busch und Wald ertönte der tausendstimmige Gesang der muntern Vögel zum Lobe des Schöpfers der Natur.

„Wie wunderschön ist doch Gottes Erde!“ — sagte der hocherfreute Schullehrer zu sich selbst, „wie herrlich ist doch die schöne Natur!“ — Mit solchen Gedanken und Empfindungen setzte der Schullehrer seinen Weg fort, und kam jetzt eben an einem Acker vorbei, wo ein Bauer ganz trübsinnig hinter seinem

Pfluge einherschritt. „Guten Morgen, lieber Landsmann!“ redete der Schullehrer den Bauern freundlich an, „seid Ihr auch schon früh auf?“ — „Ach ich muß wohl,“ erwiederte der Bauer, der den Schullehrer noch nicht kannte, „die Bauern sind halt geplagte Leute; sie müssen früh und spät arbeiten, daß ihnen der Schweiß ausgeht.“ — „Nicht doch,“ versetzte der Schullehrer freundlich, „ich meine, die Bauern sind gerade die glücklichsten Menschen; sie dürfen ihre meisten Arbeiten in der herrlichen Natur, auf freiem Felde verrichten, wo es doch gar so schön ist. Und arbeiten müssen ja alle Menschen. Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen!“ —

Der Bauer: Die Leute in der Stadt und die Herren haben es doch besser; diese dürfen nicht früh und spät auf dem Felde sein. Aber wenn es heiß ist zum Verbrennen, und wenn es stürmt und regnet, so müssen halt die geplagten Bauern auf dem Felde sein.

Schullehrer: Ihr meint es nur, lieber Landsmann, daß es die Stadtleute besser haben, als die Bauern. Ihre Geschäfte sind oft beschwerlicher, als die Eurigen. Bedenket nur, wie hart es euch ankäme, wenn Ihr, selbst beim schönsten Wetter, den ganzen Tag über in der Stube sitzen müßtet und nicht ein Mal frische Luft schöpfen dürftet! — Ihr Landleute aber habet immer reine gesunde Luft, Ihr höret die muntern Vögel so lieblich singen, Ihr riechet den angenehmen Duft der Blüthen und Blumen, Ihr sehet täglich die herrlichen Felder, Wiesen und Auen, die Gott so schön gemacht hat, und könnet täglich wieder neue Wunder von Gottes Güte und Allmacht sehen. — Alle diese Freuden aber haben die Stadtleute nicht.

Der Bauer: O die Stadtleut' können auch in die frische Luft gehen; man sieht sie ja immer im Freien herumlaufen.

Der Schullehrer: Allerdings, mein lieber Freund! Aber eben deßwegen gehen sie in's Freie, weil sie zu Hause und in der Stadt nicht so viele Freuden finden können. Sie sperren sich Vögel ein und füttern sie oft mit Kostenaufwand, damit sie ihren schönen Gesang hören, und stellen sich Blumen vor ihre Fenster, damit sie nur Etwas von der schönen Natur sehen, und sich am Wohlgeruch derselben ergötzen können; und doch ist dies alles nicht zu vergleichen mit den Freuden, die Ihr Landleute bei Eurer Arbeit täglich und umsonst haben könnet.

Der Bauer wußte nun nichts mehr zu erwiedern und schien einzusehen, daß der Schullehrer nicht so ganz unrecht habe. Er wurde freundlicher und heiterer; der Schullehrer wünschte ihm „guten Tag,“ und setzte seinen Spazirgang fort.

Da traf er nun einen Hirtenknaben an, der gedankenlos und verdrüßlich an einem Baume lehnte, während seine Heerde sich munter und lustig auf der Weide herumtummelte. „Was fehlt dir, lieber Kleiner!“ redete der Schullehrer den Knaben an, „daß du so verdrüßlich aussiehst?“ — Erst auf wiederholtes Fragen antwortete der junge Hirte: „Ach, ich muß alle Tage so früh aufstehen zum Austreiben.“ — „Das sollte dich aber nicht verdrüßlich machen, lieber Kleiner!“ versezte der Schullehrer, „sieh, du kannst auf dem Felde in der Frühe so viel Schönes sehen und hören; sieh, wie die Heerde so munter ist, wie die Lämmer freudig springen, wie die Vögel so lustig singen, wie die Blüthen und Blumen so herrlich riechen, wie die Sonne sich in jenem Teiche so prächtig spiegelt, wie die Bienen an diesen

Lindenblüthen so emsig summen, wie dort ein Paar Hasen so lustig springen! Sind nicht alle diese lieben schönen Thiere auch recht früh aufgestanden? Und doch sind sie so munter und lustig und freuen sich ihres Lebens! Solltest du dich nicht auch freuen können, da sich selbst die Thiere freuen? — Solltest du keine Freude haben an dieser herrlichen Natur, die der gute Gott den Menschen zu lieb so schön gemacht hat? —

Der Knabe schwieg und blieb bewegungslos an seinem Baume lehnen; der Schullehrer aber setzte nachdenkend seinen Weg fort. „Es ist doch traurig,“ sagte er zu sich selbst, „daß die Leute in diesem Dorfe so wenig Freude haben an den Schönheiten der Natur, daß sie so gar nicht empfänglich sind für die herrlichen Werke Gottes! — Sie denken immer nur an das Unangenehme ihres Standes und vergessen darüber das Angenehme und Schöne; ja sie sehen dieses nicht einmal, und wenn es auch gleich vor ihnen offen daliegt. Woher mag wohl auch dies kommeñ? — Sicher nur daher, daß sie nicht darauf aufmerksam gemacht werden. Doch, das muß anders werden.“

Unter solchen Gedanken kam der Schullehrer wieder zu Hause an. Er nahm sich nun vor, seine Schüler besonders auf die herrlichen Werke Gottes in der Natur, und namentlich auf die wunderbare Pracht und künstliche Schönheit der Pflanzen und Thiere aufmerksam zu machen, ihren Sinn für's Schöne zu beleben, und dadurch in ihnen eine dankbare Bewunderung der Allmacht des Schöpfers, und eine recht kindliche Liebe gegen den guten Gott zu erregen, und ihnen auf diese Weise ihr Landleben von der schönsten und angenehmsten Seite darzustellen. — Als er mit der Umgegend des Dorfes und mit

seinen Schülern besser bekannt war, sagte er einmal in der Schule: „Kinder, wenn ihr euch recht gut aufführet, so will ich mit euch öfters einen Spazirgang machen, und euch da allerlei Schönes zeigen und erzählen!" — „Ja, ja," riefen alle Kinder, „wir wollen uns gewiß recht gut aufführen." — „Nun, so wollen wir gleich am nächsten Sonntage den ersten Spazirgang machen," sagte der Schullehrer, „kommet nur nach dem Nachmittags-Gottesdienste zu mir!" — Da war die Freude der Kinder noch größer, und viele dachten: „wenn es doch nur schon Sonntag wäre!" — Der Schullehrer lehrte sie noch folgendes Lied, das sie auf dem Spazirgang singen sollten:

1. Schauet froh umher, denn überall
Ist Gottes Erde schön;
Hat Freuden ohne Maß und Zahl
In Thälern und auf Höhn!
O lernet, lernet dankbar sein,
Und euch der Güte Gottes freun!

2. Seht uns zu Liebe schmücken ja
Sich Wiese, Berg und Wald,
Und Vögel singen fern und nah,
Daß Alles wiederhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bei süßer Ruh!

3. Und wenn die goldne Sonn' aufgeht,
Und golden wird die Welt,
Und Alles in der Blüthe steht,
Und Aehren trägt das Feld,
Dann sprechet: alle diese Pracht
Hat Gott zu unsrer Lust gemacht.

4. Dann preist mit Freuden euren Gott,
Und schwebt in hohem Muth,
Und denkt: Es ist ein lieber Gott,
Er meint's mit Menschen gut.
Drum laßt uns immer dankbar sein,
Und uns der Güte Gottes freu'n.

Erster Spazirgang.

Der Garten.

Als endlich der gewünschte Sonntag kam, führte der Schullehrer die Kinder in einen sehr schönen Garten, der dem Herrn Pfarrer gehörte. Der Herr Pfarrer, mit welchem der Schullehrer wegen dieses Spazirganges schon gesprochen hatte, war ein recht guter, liebreicher Herr; er erlaubte es nicht nur sehr gerne, daß die Kinder in seinen Garten spaziren gingen, sondern kam nun auch selbst dazu, um die Kinder auf Alles aufmerksam zu machen, was in dem Garten Schönes zu sehen war. „Sehet," sagte er zu den Kindern, „der Garten ist hier mit einer Mauer, auf dieser Seite mit einer Hecke, und auf dieser mit einem hölzernen Zaune umgeben. Es wachsen hier Bäume, Gesträuche, Kräuter und Blumen. In der Mitte ist ein Gartenhaus, in welchem die Gartengeräthe, als: Gießkanne, Spaten, Rechen, Schaufel, Karsten oder Hauen u. dgl. aufbewahrt werden. Hier steht eine Laube. Der Garten ist in mehrere Beete abgetheilt, welche mit Rabatten von Buxbaum eingefaßt sind. Wir wollen nun Eines nach dem Andern genauer betrachten.

1) Die Bäume

haben eine starke Wurzel, treiben nur Einen holzigen Stamm aus der Wurzel, und haben mehrere Aeste, Zweige und Blätter, welche aus Knospen oder Augen hervorwachsen. Die Bäume werden größtentheils sehr alt; sie blühen im Frühlinge; aus den Blüthen entstehen Früchte, die den Sommer über reif werden. Der Stamm hat außen eine Rinde; unter der Rinde ist das Holz; im Innern des Holzes ist das Mark. Durch die Wurzeln ist der Baum

in der Erde befestigt, und saugt durch sie Nahrung aus der Erde ein. An dem Stamme sind die Aeste; an den Aesten sitzen die Zweige, an den Zweigen sind die Blätter, Blüthen und Früchte. Durch die Blätter athmen Bäume Luft und Feuchtigkeiten aus der Luft ein. Im Frühlinge sprossen Blätter und Blüthen hervor. Im Herbste wird das Laub gelb und fällt ab. Im Winter haben diese Bäume keine Blätter.

Die Kirschenbäume werden 40—50 Fuß hoch, blühen im Frühlinge sehr bald und tragen sehr schmackhafte Früchte, die ihr gewiß alle kennt. Die ganz großen Kirschen nennt man Herzkirschen. Die niedrigen Bäume hier mit ihren hängenden Zweigen nennt man Weichseln, und diese da Amarellen.

Die Aprikosenbäume werden beinahe 30 Fuß hoch, und haben röthlich weiße Blüthen, die schon im April hervorkommen. Die Aprikosen sind rund, goldgelb, mit einer rothen Seite, von verschiedener Größe, und werden schon im Juli und August reif. Man ißt die Aprikosen roh; doch werden sie auch gekocht, mit Gewürz eingemacht und getrocknet.

Die Pfirsichbäume werden auch ziemlich groß, haben eine sehr gute Frucht, die sich durch ihre wollichte Haut und ihren härtern durchlöcherten Stein von der Aprikose unterscheidet. Man kann aber die Pfirsiche nicht lange aufbewahren.

Die Zwetschgen- und Pflaumenbäume haben theils eine runde, theils eine längliche Frucht. Die reifen Zwetschgen sind blau, haben ein grünlich gelbes, oft auch goldgelbes Fleisch und werden roh gegessen, oder gedörrt und gekocht. Die Pflaumen sind der Farbe nach theils gelb, theils roth, theils

grün, der Gestalt nach meistens rundlich und von verschiedener Größe.

Die Früchte der Kirschen-, Aprikosen-, Pfirsich-, Zwetschgen- und Pflaumenbäume haben innerhalb einen Stein, deßwegen nennt man sie auch Steinfrüchte oder Steinobst.

Die Birnbäume werden wohl 40 Fuß hoch; ihre Blätter sind dunkelgrün und glänzend; ihre Blüthen weiß und ihre Früchte größtentheils gegen den Stiel hin zugespitzt. Es gibt unzählig viele Arten von Birnen. Nach der Zeit ihrer Reife theilt man sie ein: in Frühbirnen, Sommerbirnen, Herbstbirnen und Winterbirnen. Die Winterbirnen kann man sehr lange aufbewahren. Die Birnen werden theils roh genossen, theils zum Kochen und Mosten verwendet, oder auch getrocknet (zu Hutzeln und Schnitz' gemacht).

Die Aepfelbäume wachsen gewöhnlich mehr in die Breite als in die Höhe; sie unterscheiden sich von den Birnbäumen durch weniger glänzende Blätter, durch größere und röthliche Blüthen und durch ihre kürzern Blüthenstiele. Es gibt sehr viele Arten von Aepfeln, z. B. große, kleine, süße, saure, runde, längliche, rothe, gelbe 2c. Die Aepfel kann man im Allgemeinen länger aufbewahren als die Birnen. — Aus Aepfel und Birnen macht man auch Most oder Obstwein, ein gutes und gesundes Getränke. Aepfel und Birnen haben innerhalb Kernen, deßwegen nennt man sie Kernfrüchte oder Kernobst.

Der Nußbaum, Wallnuß oder Welschnußbaum wird sehr hoch; er kann übrigens die Kälte nicht gut ertragen. Seine Blätter sind glänzend und riechen nicht unangenehm. Seine Früchte, die Wall- oder Welschnüsse, aus denen man ein gutes Oel pressen kann, sind in eine grüne bittere

Schale eingehüllt. Der Nußkern selbst steckt wieder in einer harten Schale. Es gibt große, kleine, weichschalige und hartschalige Nüsse (Grübelnüsse, Pferdsnüsse).

2) Die Sträucher

oder Gesträuche treiben aus der Wurzel nicht bloß Einen, sondern mehrere holzige Stämme, und sind viel niedriger als die Bäume. Die ganz kleinen Sträucher nennt man auch Stauden.

Der Weinstock, der hier an der Mauer des Hauses hinauf wächst, wird in warmen Gegenden in den Weinbergen und Rebgütern gepflanzt. Die Weinbeeren oder Weintrauben werden im Herbste reif und sind sehr saftreich und wohlschmeckend. Es gibt grüne, gelbe, blaue, rothe, große und kleine Trauben, aus denen der Wein gepreßt oder gekeltert wird.

Der Johannisbeerstrauch hat fünflappige Blätter und rothe oder fleischfarbene Beeren, welche an traubenartigen Stielen herabhängen. Diese Beeren sind sehr gut und gesund: man ißt sie roh oder eingemacht.

Der Stachelbeerenstrauch hat grüne oder gelbe oder auch röthliche, ziemlich große Beeren, welche nicht an traubenartigen Stielen hängen, sondern mit ganz kurzen Stielen an den Zweigen befestigt sind. Die Zweige sind mit Stacheln besetzt, daher auch der Name. Die Stachelbeeren werden roh oder eingemacht gegessen.

Der Rosenstrauch oder Rosenstock trägt die schönen wohlriechenden Rosen. Er hat krumme Stacheln an dem Stengel und an den Blattstielen. Es gibt vielerlei Arten von Rosen, worunter jedoch die sogenannte hundertblättrige die schönste ist.

Der Hollunderstrauch oder Holder wächst auch oft zu einem kleinen Baume heran. Seine Aeste haben ein weiches schwammiges Mark; seine Blüthen sind groß und gelblich weiß und stehen in schirmförmigen Dolden beisammen. Man bereitet aus denselben einen heilsamen Thee, und aus den reifen Beeren kochen manche Leute auch ein Mus, den Holderbrei.

3) Die Kräuter und Küchengewächse

haben kein festes Holz, wie die Bäume und Sträucher, sondern nur saftige Stengel. Auch dauern die krautartigen Gewächse bei weitem nicht so lange, wie die Holzgewächse (Bäume und Sträucher). Die meisten dauern nur ein Jahr oder zwei Jahre; jene nennt man einjährige, diese zweijährige Gewächse.

In dem Garten sind mehrere Gemüsebeete. In diesem ersten Beete sind „Kohlarten," nämlich: Blumenkohl, von welchem man die noch unentwickelten Blüthen genießt; Kopfkohl mit schlichten Blättern (Krautsköpfen), aus denen man das sogenannte Sauerkraut bereitet; Kohlrabi oder Oberkohlrüben mit aufgeschwollenem Strunke; Kohlrüben oder Unterkohlrabi, welche man hauptsächlich der knolligen Wurzeln wegen baut; Schnittkohl, der keine knolligen Wurzeln hat.

In dem zweiten Beete sind andere Blattgemüsarten, nämlich: Mangold, Melden, Spinat, Ampfer; auch Lattich oder Gartensalat, Endivie (Andive) Gartenkresse.

In dem dritten Beete sind Wurzelgewächse, nämlich: Runkeln, weiße Rüben, gelbe Rüben, rothe Rüben, Rettige, Monatrettige, Sommer- und Winterrettige, Pastinaken, Zellerie oder Sellerie, Petersilien, Skorzonere, Meerrettig oder Kreen.

In dem vierten Beete sind Zwiebelgewächse, nämlich: Zwiebel, Sommer- und Winterzwiebel, Schnittlauch, Porre, Scharlottenzwiebel, Knoblauch.

In dem fünften Beete sind kürbisartige Gewächse, als Kürbisse, Gurken und Melonen, welche zum Theil sehr groß werden.

In dem sechsten Beete sind Schotengewächse und Hülsenfrüchte, als: Bohnen und Zuckererbsen. Es gibt sehr viele Arten von Bohnen, die an Farbe, Größe und Gestalt sehr verschieden sind. Man theilt sie ein in Stangenbohnen und Buschbohnen. Die Feuer- oder Prunkbohnen sind zwar die größen und schönsten, aber nicht die beßten.

Alle diese Gemüsarten, sagte der Herr Pfarrer weiter, sind euch Kindern gewiß schon bekannt; betrachtet sie aber nur recht genau, wie wunderbar die Blätter gestaltet sind, und wie vielerlei schöne Arten von Gewächsen es gibt. — Und nun kommen wir gar noch zu den schönsten Gewächsen, nämlich zu den

4) Blumen.

Hier in der Mitte des Gartens ist ein rundes Beet mit lauter Blumen. Betrachtet einmal aufmerksam die regelmäßigen, schön geformten Blättchen, die feinen, künstlichen Theile und die wunderbare Zusammensetzung! Wie mannichfaltig, wie schön sind die Farben, wie angenehm der Geruch; Wie fein und zart sind die innern Theile, der Blumenkelch, die Staubfäden! —

Die ersten Blumen, die im Frühlinge hervorsprossen, sind: das liebliche, blaue Veilchen, Märzenveilchen, das dreifarbige Veilchen oder Stiefmütterchen, das schöne weiße Schneeglöckchen oder März-

blümchen, das himmelblaue Leberblümchen, die Schlüsselblumen, Aurikeln, die Stein- oder Karthäusernelken, die Maiblümchen, die Narzissen, die Hyazinthen u. n. a.

Wenn diese anfangen zu verblühen, so kommen wieder andere zum Vorschein, die Kaiserkrone, die vielerlei schönen Tulpen, die Schwertlilie, die Ranunkeln, der Jasmin u. s. w. Nach diesen blühen die spanischen Wicken, die weiße Lilie, die Nelke, die Levkoje, die Nachtviole, die Balsaminen. — Im Herbste prangen noch im Garten: die Astern, Stockrosen, Herbstrosen, Sammtblumen, Ringelblumen, Reseden u. dgl.

Einige dieser Blumen erfreuen uns durch ihre Schönheit, wie die Tulpen und Sonnenblumen; andere durch ihre Schönheit und ihren Wohlgeruch zugleich, wie die Veilchen, Rosen, Nelken, Levkojen und noch viele andere.

Wie schön und wundervoll hat der gute Gott Alles gemacht! Jesus selbst sagte zu seinen Jüngern, sie sollten auch die großen Wunder Gottes in der Natur betrachten; denn kein Mensch, und wenn er sich auch mit den prächtigsten Kleidern schmücke, könne sich so schön kleiden, wie Gott die Blumen des Feldes gekleidet habe! —

Die Kinder waren sehr aufmerksam auf Alles, was ihnen der Herr Pfarrer über die Gewächse im Garten gesagt hatte, und gingen dann voller Freude nach Hause. —

Zweiter Spazirgang.

Die Aecker.

Die Schüler hatten an dem ersten Spazirgange eine so große Freude, waren aber auch dabei so artig

und aufmerksam, daß der Schullehrer gerne einen zweiten mit ihnen machte.

Dieses Mal führte der Schullehrer die Schüler auf die Felder, und zeigte ihnen die verschiedenen Feldgewächse. „Sehet, Kinder!“ sagte er, „hier sind Getreidefelder. Auf diesem wächst Roggen, aus welchem das Mehl zu dem so guten schwarzen Brode (Roggenbrode) gemahlen wird; auf diesem wächst Weizen, der ein viel weißeres, aber weniger kräftiges Mehl gibt, und eine wärmere Luft fordert, als der Roggen, denn er kömmt nicht überall fort. Dort ist Spelz oder Dinkel, der ein noch weißeres und leichteres Mehl gibt, als der Weizen, und häufig auch unter den Roggen gesäet wird. Der Dinkel trägt die Kerne in Spelzen, aus welchen sie auf der Gerbmühle herausgerollt werden. Hier sehen wir auch Emmerkorn oder Einkorn, welches in jeder Samenhülle nur Ein Korn trägt. Auf jenem Acker dort ist Gerste; sehet da die zwei-, vier- und sechszeiligen Aehren; Wintergerste und Sommergerste. Auf diesem Acker ist Haber (Hafer), mit welchem man Pferde und Geflügel füttert. — Alle diese Getreidegattungen haben hohle, ziemlich lange, mit Knoten versehene Halme, und heißen daher auch Halmenfrüchte. Alle haben aber am Halme eine Aehre, in welcher oft 30—40 Körner sind; der Haber hat jedoch keine Aehren, sondern Rispen. — Die Halmenfrüchte, deren Kerne beim Dreschen ganz aus der Hülle fallen, nennt man glatte, dagegen diejenigen, welche erst noch aus der Spelze durch die Mühle geschält (gegerbt) werden müssen, rauhe Frucht. —

Nun wollen wir weiter gehen. Hier sind Schoten- und Hülsenfrüchte. Diese tragen ihre Samenkörner theils in Schoten, theils in Hülsen.

zu gewissen Zeiten höher, und zu gewissen Zeiten tiefer. Wenn sie höher steht, so fallen ihre Strahlen auch mehr senkrecht auf die Erde herab, und sind deßwegen auch wärmer. Dies kann man alle Tage wahrnehmen: Morgens und Abends sind die Sonnenstrahlen nicht so erwärmend, wie am Mittag, wo sie beinahe ganz senkrecht auf die Erde fallen. — Im Winter steht die Sonne tiefer, als im Sommer; deßwegen fallen auch ihre Strahlen im Winter nicht so senkrecht, sondern viel schiefer auf die Erde, und sind also auch nicht so erwärmend.

Fr.: Wie kommt es denn, daß die Sonne im Winter tiefer steht, als im Sommer?

Vat.: Das kann ich dir für jetzt freilich noch nicht ganz begreiflich machen. Indessen merke dir einstweilen so viel: „Die Sonne scheint zwar auf- und niederzugehen," und wir sagen auch: „die Sonne geht auf und unter;" allein das ist doch nicht wirklich so. Denn nicht die Sonne geht um die Erde, sondern die Erde bewegt sich um die Sonne.

Fr.: Das ist doch kaum glaublich.

Vat.: Es ist aber doch ganz gewiß so. — Wenn du auf einem Wagen schnell fährst, so scheint es dir ja auch, als ob Bäume und Häuser an dir vorüber spazirten und der Wagen still stünde; und doch weißt du, daß das gerade umgekehrt ist. — Eben so ist es auch mit der Sonne. Die Erde läuft in einem großen Kreise um die Sonne, und bewegt sich dabei zugleich immer um sich selbst, wie ein Rad um seine Achse. Bei diesem Kreislaufe um die Sonne kommt die Erde zu Zeiten so zu stehen, daß die Sonnenstrahlen mehr senkrecht auf die Erde fallen, und dann ist es warm bei uns. Zu Zeiten kommt die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne so zu stehen, daß die Sonnenstrahlen mehr schief auf die

Erde fallen, und dann ist es kalt bei uns. — Die Erde braucht ein Jahr, bis sie den Kreis um die Sonne durchläuft. — Aber sage mir, wird es denn auf Ein Mal kalt, und dann wieder mit Einem Male plötzlich warm?

Fr.: Nein; nach dem Winter wird es nur nach und nach warm, bis es am Ende recht warm oder gar heiß wird; und nach dem Sommer wird es auch wieder nur allmählig kalt.

Vat.: Recht; diesen allmählichen Uebergang von der kalten Jahreszeit zur warmen nennen wir Frühling, den allmähligen Uebergang von der warmen zur kalten Jahreszeit nennen wir Herbst. Kannst du mir nun die vier Jahreszeiten angeben?

Fr.: O ja; die vier Jahreszeiten heißen: Frühling, Sommer, Herbst, Winter.

Vat.: Wodurch entstehen diese vier Jahreszeiten?

Fr.: Sie entstehen durch die Bewegung (den Umlauf) der Erde um die Sonne.

Vat.: Und Tag und Nacht entstehen dadurch, daß sich die Erde alle 24 Stunden Ein Mal um sich selbst bewegt, wie ein Rad um seine Achse. Im Sommer sind die Tage am längsten, im Winter am kürzesten. Im Frühlinge und Herbste sind Tag und Nacht gleich. — Wie dies zugeht, will ich dir sagen, wenn du einmal größer bist. —

Lieder über die vier Jahreszeiten.

Der Frühling.

1. Das Land, das erst erstorben lag,
Erwacht und lebt nun wieder!
Es strömet jeden neuen Tag
Neu Gottes Segen nieder.
Der Wurm, der in dem Staube lebt,
Der Vogel, der in Lüften schwebt,
Erfreut sich seines Lebens.

2. Der Erde Antlitz ist verjüngt;
Erheitert glänzt der Himmel:
Gebirg und Thal und Wald erklingt
Von freudigem Getümmel,
Und voll Erbarmen schaut herab,
Der Allen Sein und Leben gab,
Auf seiner Schöpfung Werke.

3. Lobsinget ihm, Gott ist uns nah!
Dankt ihm für seinen Segen!
Der Herr ist allenthalben da,
Im Sonnenschein und Regen.
Ich preise Dich und singe Dir,
Denn Du bist, wo ich bin, bei mir
Mit Allmacht und mit Liebe.

Der Sommer.

1. Ihr Kinder Gottes suchet Freud'
In dieser Pracht der Sommerszeit,
An seinen reichen Gaben.
Schaut an der bunten Felder Zier,
Viel Speis' und Früchte werden wir
Von ihren Früchten haben.

2. Den man noch jüngst erstorben sah,
Der Baum, voll Hoffnung steht er da,
Uns künftig Frucht zu geben.
Wie hold geschmückt ist die Natur!
Der Mensch, das Vieh, der Wald, die Flur
Und Alles fühlt sein Leben!

3. Die Saat, wie wächst sie mit Gewalt!
Das frohe Landvolk, Jung und Alt,
Sieht, Herr! auf Deinen Segen!
Die Menschen pflanzen: wer begoß? —
Aus Deiner Güte, Vater! floß
Uns Sonnenschein und Regen.

4. Allmächtiger und Weisester!
Wie gütig zeigst Du Dich, o Herr!
Uns schon in diesem Leben!
Was wirst Du einst für Seligkeit
Dem, der sich Deiner Güte freut,
In Deinem Himmel geben.

Der Herbst.

1. Du Gott und Vater aller Welt,
Du herrschest, wie es Dir gefällt;
Doch theilest Du die Jahreszeit
Mit weiser Unpartheilichkeit.

2. Der hohen Sonne Glanz und Kraft
Hat uns nun Freud' und Brod verschafft;
Nun kehrt sie andern Brüdern zu:
So gut und weise herrschest Du.

3. Zwar flieht uns jetzt die Sommerlust;
Dafür erfreust Du unsre Brust
Mit dieses Jahres Speis' und Trank:
O dafür sagen wir Dir Dank!

4. Du, der Du Aller Vater bist,
Gibst Jedem, was ihm nützlich ist!
Wie Du uns täglich nährst und speis'st,
Erquick' auf ewig unsern Geist.

Der Winter.

1. Wohl mir bei rauher Winterszeit,
Ich darf vor Frost nicht beben;
Mich schützt mein Haus, mich wärmt mein Kleid,
Und Brod erhält mein Leben.
Auf Federbetten schließt die Ruh'
Mein Aug' in süßen Träumen zu.

2. Doch weh dem Armen, dem sein Brod
Und Kleidung ist versaget,
Der jetzt bei seiner Kinder Noth
Zu betteln sich nicht waget!
Den Krankheit hin aufs Bette streckt,
Und keine warme Feder deckt.

3. O zaudre, zaudre nicht, mein Herz,
Ihm liebreich zuzueilen!
Fühl' seinen Jammer, seinen Schmerz!
Dein Brod mit ihm zu theilen.
Wer seiner Brüder Noth vergißt,
Verdient nicht, daß er glücklich ist!

4. Sieh nicht auf das, was dir noch fehlt,
Und mancher mehr besitzet;
Nein, auf die Noth, die Andre quält,
Auf Gott, der dich beschützet!
Ach, Vater, lindre jeden Schmerz,
Und gib mir ein zufrieden Herz!

Wechsel der Jahreszeiten.

1. Wie schön ist der Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr!
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bieten den Menschen sie dar!

2. Der Frühling schenkt Wonne und Leben
Der wieder erwachten Natur;
Es grünen die Bäume, die Reben,
Die Saaten, die Wiesen, die Flur.

3. Der Sommer mit heißeren Tagen
Reift, was ihm der Frühling gebar,
Und bringt, wenn ermattet wir klagen,
Sanft kühlende Früchte uns dar.

4. Den letzten erfreulichen Segen
Gewährt uns die herbstliche Zeit;
Da reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu erquicken bereit.

5. Und schüttelt vom kalten Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur;
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder,
Sein Eislauf ergötzet uns nur.

6. Ja, schön ist der Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr!
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bieten den Menschen sie dar!

Die Jahreszeiten, ein Bild des menschlichen Lebens.

1. Das Leben gleicht den Jahreszeiten —
Der Frühling ist die Zeit der Saat;

Der schmeckt der Aerndte Süßigkeiten,
Der ihn dazu benützet hat.

2. Der Sommer reift die vollen Aehren,
Der Herbst theilt milde Früchte aus,
Der Winter kommt, sie zu verzehren,
Und findet ein gefülltes Haus.

3. Es fließe mir denn nicht vergebens
Der Frühling meiner Jahre hin:
Auf Kenntnisse zum Glück des Lebens
Und Tugend gehe mein Bemüh'n!

4. Daß man in meinem Sommer sage:
„Seht seine Aerndte, sie ist groß!"
Dann fällt im Herbste meiner Tage
Auch Frucht in manches Armen Schooß.

5. Und ich darf nicht das Alter scheuen,
Ich bin an weisem Vorrath reich;
Ich kann mich meines Winters freuen,
Denn nichts ist meinen Schätzen gleich.

Zweites Gespräch.

Zeiteintheilung. Kalender.

Vater: Du weißt, wodurch die vier Jahreszeiten entstehen, und auch, daß man das Jahr nach den vier Jahreszeiten in vier Theile oder Vierteljahre eintheilt. Weißt du aber auch, wie jedes Vierteljahr oder jede Jahreszeit weiter abgetheilt wird?

Franz: Ja wohl; man theilt jedes Vierteljahr in Monate ab.

Vater: Richtig! Aber warum oder nach was in Monate?

Fr.: Das weiß ich noch nicht.

Vater: Sage mir, welches große Licht siehst du denn außer der Sonne noch am Himmel, und zwar bei Nacht?

Fr.: Den Mond.

Vater: Richtig! Sieht man aber den Mond jede Nacht? und bleibt er sich immer gleich?

Fr.: Nein; zuweilen sieht man ihn gar nicht; zu Zeiten sieht man ihn als eine halbe Scheibe und zu andern Zeiten wieder als eine recht große runde Scheibe.

Vater: Nun siehe! der Mond läuft um unsere Erde und zwar auch in einer kreisförmigen Bahn. Weil aber der Kreis um die Erde nicht so groß ist, als die Bahn um die Sonne (wozu die Erde ein ganzes Jahr braucht, um sie zu durchlaufen): so vollendet der Mond seinen Kreislauf um die Erde in jedem Vierteljahre etwa dreimal; und deßwegen hat man jedes Vierteljahr auch in drei Theile getheilt, und diese Theile Monden oder Monate genannt. Ein jedes Vierteljahr hat nun drei Monate. Wie viele also das ganze Jahr?

Fr.: Das Jahr hat zwölf Monate. Sie heißen: Januar (Wintermonat), Februar (Hornung), März (Frühlings- oder Lenzmonat), April (Ostermonat), Mai (Wonne- oder Blüthenmonat), Junius (Brachmonat), Julius (Heumonat), August (Aerndtemonat), September (Herbstmonat), Oktober (Weinmonat), November (Wind- oder Schneemonat), und Dezember (Christmonat).

Vat.: Kannst du mir auch sagen, wie viel Tage jeder Monat hat?

Fr.: Einige Monate, nämlich: Januar, März, Mai, Julius, August, Oktober und Dezember haben 31 Tage; andere, nämlich: April, Junius, September und November haben nur 30 Tage. Der Februar hat 28 oder 29 Tage.

Vat.: Richtig. Die Erde braucht nämlich zu ihrem Umlaufe um die Sonne 365 Tage und ungefähr 6 Stunden. Diese 6 Stunden geben in

4 Jahren einen ganzen Tag; dieser Tag wird dann jedes vierte Jahr dem Monat Februar beigezählt oder eingeschaltet, und heißt deßwegen Schalttag; jedes vierte Jahr hat also 366 Tage und heißt Schaltjahr.

Fr.: Wie kommt es denn, daß man den Mond manchmal ganz, manchmal halb, und manchmal gar nicht sieht?

Vat.: Der Mond ist kugelähnlich, wie die Erde. Eine Kugel kann man mit Einem Lichte nicht auf allen Seiten zugleich beleuchten. Auf einer Seite bleibt immer Schatten. So verhält es sich auch mit dem Monde. Der Mond wird von der Sonne beleuchtet, wie unsere Erde. Wenn er nun auf seinem Laufe um die Erde so steht, daß er uns diejenige Seite zukehrt, welche von der Sonne nicht beleuchtet ist, so sehen wir ihn auch nicht, weil er an sich ganz dunkel ist. Die Zeit, da wir ihn nicht sehen, heißt man Neumond. Läuft der Mond auf seiner kreisförmigen Bahn um die Erde um den vierten Theil dieser Bahn weiter fort, so sehen wir des Abends nach Sonnenuntergang die rechte Seite desselben, weil diese von der Sonne halb beleuchtet ist. Und wir nennen diesen Lauf das erste Viertel. Läuft der Mond auf seiner Bahn um die Erde noch weiter fort, so beleuchtet die Sonne die ganze Seite des Mondes, die uns zugekehrt ist. Und so entsteht der Vollmond. Läuft der Mond, da er jetzt schon drei Viertel seiner Bahn zurückgelegt hat, noch weiter fort, so daß er nur noch den letzten Theil seines Weges zu machen hat, so sehen wir nur mehr die linke halbe Seite, welche uns zugekehrt ist, von der Sonne beleuchtet, und zwar Morgens vor und bei Sonnenaufgang. Dies nennt man dann das letzte Viertel.

Fr.: Das ist doch recht wunderbar.

Vat.: Gewiß, mein lieber Franz! Daraus kannst du aber auch wieder sehen, wie unendlich weise und mächtig der liebe Gott ist, der Alles so wunderbar eingerichtet hat. Er hat die schöne prächtige Sonne an den Himmel hingestellt, dem lieblichen Mond seinen Lauf vorgezeichnet, und so viele tausend Sterne, welche meistens auch solche Sonnen sind, durch sein Allmachtswort erschaffen. So oft du die prächtige Sonne am Himmel glänzen, die funkelnden Sterne schimmern, und den freundlichen Mond leuchten siehst, so denke an den guten Gott und bewundere die Allmacht des weisen Schöpfers! — Der fromme Hirtenknabe David betrachtete oft mit der herzlichsten Freude den gestirnten Himmel und sang: „Die Himmel erzählen Gottes Herrlichkeit, das Firmament zeugt von den Werken seiner Hand. Ein Tag ruft es dem andern zu, und eine Nacht thut es der andern kund. — Der Sonne hat Er am Himmel ihr Gezelt erbaut. Herr, unser Gott, wie herrlich ist dein Name in aller Welt, da deine Majestät am Himmel glänzt!" —

Die Welt steht nun so lange; und doch glänzt die Sonne immer noch mit ihrem erwärmenden Lichte fort, ohne daß ihre Wärme abnimmt. Sie treibt Alles hervor, alle Keime, alle Blumen; ohne sie würde Nichts wachsen, Nichts reifen auf dem Felde, und weder Menschen noch Thiere hätten Nahrung.

Fr.: So oft ich die schöne Sonne, den Mond und die Sterne ansehe, will ich nun immer auch an den guten Gott denken, wie der fromme Hirtenknabe David.

Vat.: Ja, thue dies, mein liebes Kind! Du wirst dann gewiß auch manche edle Freude genießen,

und immer fromm und gut bleiben. — Jetzt sage mir noch, welche Monate kommen auf die verschiedenen Jahreszeiten?

Fr.: März, April und Mai sind Frühlingsmonate; Junius, Julius und August sind Sommermonate; September, Oktober und November sind Herbstmonate; und Dezember, Januar und Februar sind Wintermonate.

Vat.: Gut! — Höre nun auch noch Einiges über die Eintheilung der Monate.

Der liebe Gott hat es so verordnet, daß der Mensch sechs Tage arbeiten, und am siebenten, dem Sonntage, ausruhen soll, um an diesem Tage dem guten Gott besonders zu danken für alles Gute, und um sich durch Gebet wieder zur Arbeit zu stärken. Der Sonntag heißt deßhalb auch Tag des Herrn. — Eine Zeit von sieben Tagen nennt man eine Woche. Kannst du mir die Wochentage nennen?

Fr.: O ja! sie heißen: Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag.

Vat.: Zwei und fünfzig solcher Wochen und ein Tag geben ein Jahr. Außer dem Sonntage feiern aber die Christen noch mehrere Tage, Festtage, über welche du schon früher belehrt wurdest. Das Osterfest, Himmelfahrtsfest und Pfingstfest feiert man im Frühlinge und Anfange des Sommers, das Christfest oder Weihnachtsfest im Winter.

Schäfers Sonntagslied.

1. Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern.

2. Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n! geheimes Weh'n!

Als knieten Viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.

3. Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar, so feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

Drittes Gespräch.

Wässerige Lufterscheinungen.

An einem heißen Sommertage ging der Vater mit seinem Franz in den Garten. Hier sahen sie die meisten Blumen welk und mit niedergesenktem Haupte dastehen. Da fragte der Vater: Siehst du, wie diese Blumen so welk sind? Woher mag wohl dieses kommen?

Franz: Es ist zu trocken.

Vat.: Wohl! Du hast aber früher gesagt, zum Wachsen sei Erde und Wärme nöthig. Nun ist es sehr warm, und doch wollen die Pflanzen hier gar nicht wachsen, sondern vielmehr verwelken und absterben.

Fr.: Die Wärme macht die Erde trocken, und wenn die Erde zu trocken wird, so müssen auch die Pflanzen in der Erde vertrocknen und können dann nicht mehr wachsen.

Vat.: Was ist also außer der Wärme zum Wachsthume der Pflanzen noch weiter nothwendig?

Fr.: Feuchtigkeit, Wasser, Regen.

Vat.: Richtig! Aber woher kommt der Regen?

Fr.: Der Regen kommt von den Wolken.

Vat.: Was sind aber diese Wolken, aus denen der Regen kommt oder herabfällt?

Fr.: Das weiß ich nicht.

Vat.: Die Wolken schweben in der Luft hin und her; das hast du schon oft bemerkt; nicht wahr? —

Auch eine kleine Flaumfeder kann eine Zeit lang in der Luft schweben; aber eine größere Feder, z. B. eine Schwungfeder, kann sich nicht in der Luft schwebend erhalten, weil sie zu schwer ist. Was sich also in der Luft schwebend erhalten kann, muß sehr leicht sein. Wie müssen also die Wolken sein?

Fr.: Die Wolken müssen sehr leicht sein.

Vat.: Richtig! Und doch müssen die Wolken auch aus Wasser bestehen, denn sonst könnten ja keine Wassertropfen herunterfallen. Die Wolken bestehen also aus einem recht leichten Wasser. Soll aber das Wasser sehr leicht sein, so muß es außerordentlich dünn sein Und so ist es auch wirklich. Hast du nicht schon ein solches dünnes Wasser in deiner Nähe gesehen?

Fr.: Jetzt fällt mir's ein: Wenn man eine heiße Speise auf den Tisch bringt, so steigen auch Dünste von derselben auf, und diese Dünste sind nichts anders als ein recht dünnes Wasser.

Vat.: Ganz richtig! Wenn das Wasser warm oder gar heiß wird, so dünstet es aus, d. h. es steigen ganz winzig kleine Wasserstäubchen (Dunstbläschen) von demselben auf. Durch die Sonne wird nun auch das Wasser in Flüssen, Teichen, Seen rc. erwärmt, so daß aus denselben Dünste in die Höhe steigen. — Weißt du nun, was Wolken sind, und wie sie so in die Höhe kommen?

Fr.: Die Wolken sind wässerige Dünste, die von den Gewässern der Erde in die Luft steigen; sie werden durch die Wärme so verdünnt, und dadurch so leicht gemacht, daß sie in der Luft frei schweben können.

Vat.: Wenn man eine dämpfende (ausdünstende) Speise mit einem Deckel bedeckt, so setzen sich die Ausdünstungen an diesen, und verwandeln sich in

Tropfen; denn sobald die Dünste erkalten, so werden sie wieder dichter, indem sie sich zusammenziehen. Dies können wir auch an den Fenstern unserer Stube sehen. Wenn es draußen kalt ist, und in der Stube warm, so verwandeln sich die Dünste, welche sich an das kalte Fenster ansetzten, augenblicklich in Tropfen; und wir sagen dann: „das Fenster schwitzt." Eben so ist es mit den Dünsten in der Luft. Wenn sie von der unteren wärmeren Luft in die obere kältere kommen, so fließen sie auch zusammen, verwandeln sich dadurch in Tropfen, die dann wegen ihrer Schwere sich nicht mehr in der Luft halten können und folglich herabfallen. So entsteht nun der Regen.

Fr.: Was macht denn, daß die Wolken so hin und her ziehen?

Vat.: Der Wind treibt die Wolken hin und her.

Fr.: Woher kommen denn aber die vielen Wolken? Der Himmel ist oft ganz damit bedeckt, und manchmal regnet es Tag und Nacht fort?

Vat.: Die Wolken sind wässerige Dünste, welche von der Erde aufsteigen; das hast du bereits gehört. Nun gibt es Gegenden, wo unendlich große Gewässer sind, die man Meere heißt. Von diesen Meeren steigen immer sehr viele Dünste auf, aus welchen dann die vielen Wolken entstehen, die der Wind zu uns treibt, wo sie als Regen herabfallen. Im Süden (der Mittagsgegend) und im Westen (der Abendseite) liegen besonders große Meere, und wenn der Wind aus diesen Himmelsgegenden weht, so bekommen wir gewöhnlich Regen.

Fr.: Warum ziehen wohl einige Wolken manchmal höher, und andere niedriger über uns hin?

Vat.: Weil einige Wolken dünner, also leichter, und andere dichter, also schwerer sind. — Glaubst

du wohl, daß nur die Gewässer ausdünsten, oder dünsten auch Pflanzen, Menschen und Thiere und die Erde aus?

Fr.: Ich glaube, daß auch diese ausdünsten.

Vat.: Richtig! Nicht nur das Wasser, sondern auch die Erde, Pflanzen, Menschen und Thiere dünsten aus, wenn sie warm werden. Diese Dünste steigen aber oft nicht hoch in die Luft, sondern schweben bloß in der untern Luft, und dann nennt man sie Nebel. Nebel sind also wässerige Dünste in der unteren Luft.

Fr.: Warum sieht man denn im Sommer so selten einen Nebel? Ich meine, da sollte man ja die meisten Nebel sehen, weil es wärmer ist, und also auch mehr Ausdünstungen entstehen müssen.

Vater: Die Ausdünstungen sieht man nur dann auch in der untern Luft, wenn diese kälter ist, als die Erde; denn die Kälte macht die Ausdünstungen so dick, daß sie sichtbar werden. Du siehst ja deinen Hauch (die Ausdünstungen beim Sprechen oder Athmen) auch nur, wenn du in der Kälte bist, und zwar eben deßwegen, weil die Kälte diese Ausdünstungen verdichtet. Wie du nun im Sommer deinen Hauch nicht siehst, so siehst du auch oft den Nebel (die Ausdünstungen der Erde) nicht.

Fr.: Was geschieht aber mit den Dünsten, die im Sommer von der Erde aufsteigen?

Vat.: Diese steigen in die Höhe und schweben, weil sie sehr dünn und leicht sind, unsichtbar in der Luft; wenn aber des Abends oder Nachts die Luft kühl wird, so werden auch diese Ausdünstungen wieder dichter, fließen zusammen und fallen als ganz winzig kleine Tröpfchen herab, und diese nennt man Thau.

Fr.: Kann man den Thau auch so niederfallen sehen, wie den Regen?

Vat.: Nein; denn die außerordentlich kleinen Dunsttröpfchen sind in der Luft nicht in so großen Haufen beisammen, wie die Regenwolken, sie sind zerstreut; auch steigen einige wegen der Wärme der Luft höher hinauf, als andere; es können also auch nicht alle zugleich herniederfallen. Die Dunsttröpfchen, die am höchsten gestiegen sind, fallen erst des Morgens nieder.

Fr.: Im Spätherbste und im ersten Frühlinge sieht man des Morgens oft, daß fast das ganze Feld weiß ist; woher kommt denn das?

Vat.: Das kommt von der Kälte her. Wenn nämlich der Thau gefriert, so nennt man ihn Reif. Der Reif ist also nichts anderes, als gefrorner Thau und Nebel.

Fr.: Wie entsteht denn der Schnee?

Vat.: Der Schnee entsteht, wenn die Dünste einer Wolke gefrieren und sich locker an einander hängen, ehe sie sich in Tropfen gesammelt haben. Auf ähnliche Art entstehen auch Schlossen, Hagel (Kiesel); denn diese sind nichts anders, als gefrorne Regentropfen, und entstehen, wenn die Regentropfen von einer wärmeren Luft herab in die kältere fallen, und während des Herabfallens gefrieren.

Wenn ich, o Schöpfer, Deine Macht,
Die Weisheit Deiner Wege,
Die Liebe, die für Alle wacht
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewund'rung voll,
Nicht, wie ich Dich verehren soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder Deiner Werke,
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist Dich, Du Gott der Stärke.
Wer hat an ihm die Sonn' erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer gießt das Wasser reichlich aus
In Brunnen, Bächen, Seen?
Wer streut im Winter Flocken aus?
Wer heißt die Winde wehen?
Wer gießt den Regen auf die Au'?
Wer führt die Wolken, tröpfelt Thau
Auf Wiesen, Felder, Reben?

O Gott der Macht und Herrlichkeit,
Gott, Deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen!
Durch Deine Macht, auf Dein Gebot
Bin ich, ist Alles, großer Gott!
Durch Dich ist Alles worden!

Viertes Gespräch.

Das Gewitter.

Franz und sein Vater arbeiteten einst an einem sehr schwülen Sommertage auf dem Felde, wo sie einen Weg mit Steinen auszubessern hatten. Sie waren mit diesem Geschäfte beinahe fertig, als der Vater auf einmal seinen Rock anzog und zu Franz sagte: Komm, wir wollen machen, daß wir bald nach Hause kommen!

Fr.: Wollen wir denn diesen Weg nicht heute noch vollends fertig machen? In einer starken Stunde wäre es ja geschehen!

Vat.: Nein, nein; wir wollen nach Hause eilen. Siehst du die schwarzen Wolken dort?

Fr.: O! wenn es auch regnet, das hat nichts zu sagen! Wir können ja unter jenem Baume warten, bis der größte Regen vorbei ist!

Vat.: Die schwarzgrauen Wolken dort bringen nicht bloß Regen; es sind Gewitterwolken. Sieh, der ganze Himmel dort in der Mittagsgegend ist mit solchen Wolken bedeckt. Bei einem Gewitter darf man aber durchaus nicht unter die Bäume stehen. Warum? — Das will ich dir zu Hause sagen. Jetzt komm, und laß uns eilen! —

Franz ging nun mit dem Vater eilig nach Hause. — Als sie zu Hause angekommen waren, befahl der Vater, das Feuer (das man, um das Abendessen zuzubereiten, bereits gemacht hatte) in der Küche auszulöschen, in der Wohnstube ein Fenster zu öffnen, und dem kleinen Bernhard, der sich vor dem Gewitter fürchtete und sich deßwegen hinter den Ofen setzte, sagte er: „Gehe hinweg vom Ofen, denn da bist du am wenigsten sicher.“ — Es fing nun an, sehr stark zu blitzen und zu donnern. — „Das Gewitter ist sehr nahe,“ sagte der Vater, „denn der Donner folgt sehr schnell auf den Blitz.“ — Mehrmals erfolgten Blitz und Donnerschall fast auf Ein Mal. Das ganze Himmelsgewölbe schien in Flammen zu stehen. Man sah dies um so deutlicher, da es bereits schon spät am Abend und also ziemlich dunkel war. Immer stärker und stärker erscholl der Donner. Die Dienstboten, die sich nun auch alle in der Wohnstube versammelten, fürchteten sich sehr. Der Vater suchte sie zu beruhigen und sagte: „Fürchtet euch nicht! bewundert vielmehr diese herrlichen Wunder der Allmacht, Weisheit und Güte des lieben Vaters im Himmel! — Kommet, Kinder, wir wollen das schöne Lied singen, welches ihr erst

neulich in der Schule gelernt habet." — Sie sangen nun folgendes

Lied beim Gewitter.

Der schwüle Himmel dunkelt sich,
Ein schwarzes Wetter dräu't;
Ich bebe nicht, ich freue mich,
Gott, Deiner Herrlichkeit.

Im Donner, Vater, zürnst Du nicht,
Bleibst unser Schutz und Gott,
Auch wenn Dein Blitz aus Wolken bricht,
Und uns zu tödten droht.

Dem Bösen nur, der Dich nicht kennt,
Bist Du dann fürchterlich;
Dem aber, der Dich Vater nennt,
Zeigst Du als Vater Dich.

Du reinigst durch den Blitz die Luft,
Dein Regen kühlt die Saat,
Ein frischer, balsamvoller Duft
Stärkt, was geschmachtet hat.

Streck Deine Arme nach uns aus,
Bewahre unser Feld,
Und unsre Brüder, unser Haus,
Du bist ja Herr der Welt.

Laß frei das Herz von Aengsten sein,
Wenn uns Dein Wetter droht;
Weg, bange Furcht, wir sind ja Dein,
Du bist die Lieb', o Gott!

Nachdem die Kinder dieses Lied gesungen hatten, erklärte der Vater den Inhalt desselben, indem er besonders auf den großen Nutzen der Gewitter und auf die Herrlichkeit Gottes aufmerksam machte. — Das Gewitter verzog sich endlich, ein sanfter Regen träufelte hernieder, die schwüle Luft war abgekühlt, und Alle athmeten wieder leichter. — Als das

Gewitter ganz vorüber war, sagte Franz: Ich möchte doch auch gerne wissen, wie es zugeht, daß in der leeren Luft ein so großes Feuer entstehen kann, und woher es kommt, daß die Wolken so fürchterlich krachen können? Unser ganzes Haus wurde ja so heftig erschüttert, daß die Fenster klirrten; und doch sieht man nur Wolken, die dies verursachen.

Vater: Nun, ich will es dir erklären. Da es aber wirklich so dunkel ist, so wollen wir vorerst ein Licht anzünden. Geh' und hole mir meinen Feuerzeug! (Franz ging in die Küche, holte den Feuerstahl und Feuerstein, und nun schlug der Vater Feuer und zündete ein Licht an. Während dem er dieses that, sprach er): Findest du es nicht wunderbar, daß aus diesem Stein Feuerfunken herausfliegen, wenn ich mit dem Stahl daran schlage?

Franz: Das ist eben ein Feuerstein; und jeder solche Stein gibt an dem Stahl Feuer, wenn man beide an einander schlägt.

Vat.: Betrachte einmal diesen Stein und Stahl! — Siehst du hier das Feuer?

Fr.: Nein, das kann man nicht sehen.

Vat.: Aber dann wird man es wohl fühlen. Rühre einmal den Stahl und den Stein an!

Fr.: Beide sind kalt.

Vat.: Du kannst also an diesem Feuerzeug das Feuer weder sehen, noch fühlen; und doch muß in beiden Feuer enthalten sein, da ich, wie du so eben gesehen hast, dieses Licht aus Stahl und Stein hervorlockte. Wie nun das Feuer, ohne daß man es sieht oder fühlt, in Stahl und Stein enthalten ist, so ist auch in allen Körpern ein Feuer, Wärmestoff genannt, unsichtbar und unfühlbar vorhanden. Dieser Wärmestoff wird aber erst durch Schlagen

oder Reiben fühlbar und sichtbar. — Reibe einmal deine beiden Hände schnell aneinander!

Fr.: Ah, diese werden durch Reiben ganz warm.

Vat.: So ist es auch bei andern Dingen. Wenn man Holz sägt, oder mit einem Bohrer ein Loch ins Holz bohrt, so wird die Säge oder der Bohrer auch ganz warm, ja am Ende so heiß, daß man sie kaum berühren kann, ohne sich zu brennen. — Du wirst also jetzt begreifen, daß in allen Körpern Feuer enthalten sein kann, wenn man es auch weder sieht, noch fühlt. Auch in den Wolken ist daher solcher Wärmestoff oder solches Feuer, obgleich man es nicht sieht.

Fr.: Wie kommt aber das Feuer in die Gewitterwolken hinauf?

Vat.: Auf die nämliche Art, wie das Wasser in die Regenwolken. Du weißt ja, daß in allen Körpern Wärmestoff ist, und daß alle Körper ausdünsten. Die Ausdünstungen, welche solchen Wärmestoff oder Feuer enthalten, steigen nun mit den wässerigen Dünsten in die Höhe, obwohl du die Einen so wenig siehst, als die Andern. Wenn sich dann viele solcher Feuertheilchen in einer Wolke befinden, so können sie sich eben so zu Funken vereinigen, wie die wässerigen Dünste zu Tropfen.

Fr.: Aber warum regnet es denn diese Funken nicht auch herab, wie die Wassertropfen?

Vat.: Ja, mein liebes Kind, das Feuer in den Wolken ist ein ganz anderes Feuer, als du dir vorstellst. Es hat die besondere Eigenschaft, daß es gewisse Körper an sich zieht, und dann wieder zurückstößt; deßwegen hat dieses Feuer auch einen besondern Namen; man nennt es elektrisches Feuer, elektrische Kraft, Elektrizität. — Hole mir ein

Stück Siegellack und einen trockenen wollenen Lappen, dann will ich dir Etwas zeigen.

Franz brachte nun ein großes Stück Siegellack und einen Lappen. Da fing der Vater an, das Siegellack mit dem Lappen stark und schnell zu reiben, hielt dann das Siegellack über ganz kleine Stückchen Papier, und siehe! da hüpften die kleinen Papierschnittchen mehrmal an das Siegellack und flogen dann wieder hinweg. Jetzt hielt Franz seinen Finger an das Siegellack, da fuhr mit leisem Knistern ein ganz kleiner Funke heraus, der ihn ein wenig in den Finger kitzelte. — „Ei," rief Franz, „das ist doch sonderbar!" — „Sieh nun," sagte der Vater, „das war ein elektrisches Feuer. Dieses hat die Kraft, Körper an sich zu ziehen und wieder von sich zu stoßen, und bei der Berührung anderer Körper solche knisternde Funken von sich zu geben. — Mit solchem elektrischen Feuer sind auch die Gewitterwolken angefüllt. Werden sie nun durch den Wind zusammengetrieben, so fällt das Feuer nicht in Funken herab, sondern fährt von einer Wolke in die andere über. — Und wie das Siegellack die Papierschnittchen anzieht und zurückstößt, so ziehen sich auch die Wolken an. Die Wolken sind aber oft so groß, daß sie, so weit wir nur sehen, den Himmel bedecken. Fahren nun die knisternden Funken, die natürlich auch sehr groß sind, aus einer Wolke in die andere, so entsteht das flammende Feuer, das wir Blitz nennen.

Fr.: Wie kommt es aber, daß der Blitz oft von den Wolken herunter fährt auf die Erde?

Vat.: Wenn eine Gewitterwolke tiefer unten in der Luft schwebt, so fährt das elektrische Feuer öfters nicht in eine andere Wolke, sondern auf die Erde, und besonders in solche Gegenstände, die der Wolke am nächsten stehen, z. B. in Thürme, hohe Bäume u. dgl.

Fr.: Ein solches Feuer muß aber doch eine recht große Gewalt haben, da es oft die größten Bäume zerspaltet und zerschmettert.

Vat.: Allerdings! Die Kraft wird überdies noch verstärkt durch die Schnelligkeit. Du hast gewiß schon oft gehört, daß man sagte: „schnell wie der Blitz“ — „blitzschnell.“ Je schneller aber ein Schlag geschieht, desto kräftiger und stärker ist er.

Fr.: Wodurch entsteht denn das Rollen des Donners?

Vat.: Durch die Schnelligkeit des Blitzes wird die Luft gewaltig und schnell ausgedehnt, und diese gewaltige und schnelle Erschütterung der Luft verursacht den **Donner**. Wenn du deine Peitsche (Geißel) schnell in der Luft schwingst, entsteht ja auch ein Knall, nicht wahr? — Und auf ähnliche Weise verhält es sich auch beim Gewitter. Wenn das elektrische Feuer so blitzschnell durch die Luft fährt, so wird die Luft in eine starke zitternde Bewegung gesetzt, und es entsteht dadurch der Donner.

Fünftes Gespräch.

Verhaltungsregeln bei einem Gewitter.

Am andern Tage ging der Vater mit dem wißbegierigen Franz wieder in das Feld, um den Weg, den sie am vorigen Abend wegen Annäherung eines Gewitters nicht ganz fertig machen konnten, vollends auszubessern. Sie sahen sich auch auf dem Felde um, und betrachteten mit Vergnügen, wie herrlich Alles durch den gestrigen Gewitterregen erfrischt worden war. Unter Anderm erblickten sie auch den hohen, großen Baum, unter welchen sich Franz gestern zum Schutze gegen den Regen stellen wollte, und gewahrten mit Erstaunen, daß derselbe vom

Blitze getroffen und zerschmettert theilweise auf dem Boden lag. Neugierig gingen sie nun näher hin, um ihn genauer zu betrachten. „Siehst du jetzt,“ begann der Vater, „wie gut es war, daß wir uns gestern nach Hause begaben, und uns nicht unter diesen Baum stellten?“

Fr.: O, wie froh bin ich, daß wir gestern nach Hause gingen! Es ist doch recht gut, daß es der Vater den Wolken sogleich angesehen hat, daß es Gewitterwolken seien, denn sonst wäre es uns übel ergangen.

Vat.: Ganz gewiß! — Merke dir also fürs Erste: Wenn du bei einem Gewitter auf freiem Felde bist, so stehe ja nicht unter die Bäume, sondern laß dich lieber vom Regen tüchtig begießen. —

Fr.: Warum schlägt oder fährt denn den Blitz so gerne in die Bäume?

Vat.: Weil diese hoch in die Luft emporragen, und also den elektrischen Wolken näher sind. Alle hohen Gegenstände ziehen den Blitz an sich. Deßwegen merke dir fürs Zweite: Bei einem Gewitter halte dich nicht in der Nähe von hohen Gegenständen auf; denn diese sind der Gefahr immer am meisten ausgesetzt.

Fr.: Warum hat man denn gestern bei dem Gewitter das Feuer in der Küche auslöschen müssen?

Vat.: Vom Feuer auf dem Herde steigt Rauch auf in den Kamin, und bildet über dem Kamine eine Rauchsäule, durch welche der Blitz angezogen, in den Kamin geleitet werden, und dadurch leicht Unglück verursachen kann. Darum merke dir fürs Dritte: Bei einem Gewitter mache kein Feuer an, und lösche das etwa schon brennende Feuer in der Küche schnell aus.

Fr.: Warum öffnet man denn bei einem Gewitter jedes Mal unsere Stubenthüre?

Vat.: Damit immer frische Luft in die Stube kann, und die Leute darin nicht von dem dicken Dunste ersticken müssen, der entstehen würde, wenn allenfalls das Haus vom Blitze getroffen werden sollte. Darum merke dir viertens: Bei einem Gewitter soll immer die Stubenthüre offen stehen.

Fr.: Warum durfte denn unser kleiner Bernhard gestern nicht hinter dem Ofen sitzen bleiben?

Vat.: Das elektrische Feuer hat auch noch die Eigenschaft, daß es sich besonders von Metallen anziehen läßt. Unser Ofen ist von Metall (von Eisen); er zieht also das elektrische Feuer, den Blitz, besonders an. Ueberdies fährt der Blitz gerne an Mauern und Wänden herab. Darum merke dir fünftens: Bei einem Gewitter stehe nicht an die Mauern, Fenster, Wände und Oefen, sondern stelle oder setze dich mehr in die Mitte der Stube. Auch durch die Zugluft wird der Blitz angezogen; darum merke dir sechstens: Bei einem Gewitter stelle dich nicht an Hausthüren oder geöffnete Fenster, und gehe lieber mitten auf die Gasse, wenn du in kein Haus mehr kommen kannst. — Da aber durch schnelles Laufen auch Zugluft und Erhitzung entsteht, so merke dir endlich siebentens: Bei einem Gewitter darf man nicht schnell laufen, fahren oder reiten, weil die Ausdünstung und die schnelle Bewegung den Blitz gleichfalls an sich zieht. — Auch in der Nähe von Teichen und Flüssen soll man sich während eines Gewitters nicht aufhalten, weil auch durch das Wasser der Blitz leicht angezogen wird, und man Beispiele weiß, daß der Blitz ins Wasser geschlagen hat. —

Unglücksfälle.

1) Ein Hirtenknabe weidete einst auf dem Felde seine Heerde, als eben ein starkes Gewitter heranzog. Es fing an, immer heftiger zu blitzen. Der Knabe fürchtete sich und suchte sich daher zu verbergen. Da aber auf der großen Ebene Nichts zu sehen war, als ein großer Holzbirnenbaum, so flüchtete er sich unter diesen. Doch kaum war er einige Augenblicke unter demselben in vermeintlicher Sicherheit, als auf einmal der Blitz in den Baum fuhr, ihn zersplitterte und den unglücklichen Knaben tödtete.

2) Ein anderer Knabe ging einst über Feld, um einen Vetter in der nahen Stadt zu besuchen. Es war gerade Sonntag und er hatte daher seine schönsten Kleider angezogen. Als es Abend wurde, wollte er wieder nach Hause zurückkehren. Da sich der Himmel schon etwas umwölkte, so gab der Vetter dem Knaben einen Regenschirm mit, damit er sich, falls es regnen sollte, schützen und die Kleider vor dem Regen verwahren könnte. Die Stadt war eine gute Stunde von dem Wohnorte des Knaben entfernt, und in einer Ebene gelegen. Als der Knabe etwa eine Viertelstunde des Weges zurückgelegt hatte, erhob sich auf einmal ein heftiger Wind, und mit Blitzesschnelle nahte ein Gewitter heran. Der Knabe lief aus Leibeskräften, um noch nach Hause zu kommen. Allein vergebens! Es regnete schrecklich, es folgte Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag. Der Knabe hatte seinen Regenschirm, der oben mit einem metallenen Stift versehen war, aufgespannt und verdoppelte seine Schritte. Allein eben das starke Laufen verursachte eine Zugluft, auch mochte die starke Erhitzung und der metallene Stift dazu bei-

tragen, den Blitz anzuziehen — es erfolgte ein Schlag — und der arme Knabe wurde vom Blitze getödtet.

Siebenter Abschnitt.

Die Ortsbewohner.

1) Aeltere und jüngere Personen.

Erste Erzählung.

Ruprecht hatte zwei Söhne. Oft mußte er von Andern hören, daß seine Kinder über alte Leute spotteten, und sie verlachten. Er gab ihnen deßwegen öfters einen scharfen Verweis, und machte ihnen die nachdrücklichsten Vorstellungen, wie sehr es Gott und allen guten Menschen mißfalle, wenn man alte Personen verspottet und verlacht. Allein bei diesen leichtsinnigen und bösartigen Kindern war alles Warnen und Ermahnen vergebens; und mit Schlägen, wie der kluge Vater wohl voraus sah, wären sie auch nicht gebessert worden.

Einst, als sein Namenstag war, und ihm die Kinder Glück und ein langes Leben wünschten, sagte er mit weinenden Augen zu ihnen: „Ach, wünschet mir vielmehr, daß ich bald sterben möge! Denn wenn ich alt werde, so werden mich muthwillige Kinder (hier sah er sie bedeutend an) nur verlachen und verspotten. — Vielleicht sogar meine eigenen Kinder!“ —

Die Kinder schlugen beschämt ihre Augen nieder. Sie erkannten endlich ihren großen Fehler, und erwiesen von dieser Zeit an alten Personen mehr Achtung.

Pflichten gegen das Alter.

In dem Wohnorte gibt es: Kinder, Knaben, Mädchen, Jünglinge, Jungfrauen, Männer, Weiber, und alte Personen, die man Greise nennt.

Junge Leute haben noch nicht so viel gesehen und erfahren, als die ältern Personen. Und wenn ein junger Mensch auch oft mehr gelernt hat, als ein Greis, so hat er doch nicht so viel Erfahrung, als dieser. Erfahrung macht klug. Alte Personen können den jüngern Leuten in gar vielen Stücken rathen; denn sie wissen besser, was nützlich oder schädlich ist, weil sie schon länger auf der Welt sind. — Kinder und junge Leute sollen also besonders das Alter ehren, den Rathschlägen älterer erwachsener Personen willig Gehör geben, und nicht Alles besser wissen wollen, als diese. — Das Alter ist ehrwürdig. Darum: Ehre das Alter; denn du willst ja auch alt werden! —

Ehre Greise, liebes Kind,
Weil sie deine Lehrer sind;
Greise geben guten Rath,
Folge ihnen in der That!

Im Alter nehmen die Kräfte des Menschen gewöhnlich ab. Der Gesichtssinn wird meistens schwächer, das Gehör ist nicht mehr so fein; der in der Jugend so schön aufrecht gehaltene Rücken beugt sich allmählig zur Erde, die Haare bleichen sich und fallen nicht selten ganz aus. — Wie ehrwürdig ist der Greis, der, mit Silberhaaren auf dem Haupte

und gebeugt von der Last der Jahre am Stabe einher geht! — Wie bös und lieblos müssen aber auch diejenigen Kinder sein, die des Greises spotten können, den vielleicht die Sorgen und Mühen des Lebens der Haare beraubten, und der unter Arbeit und nützlicher Thätigkeit ergraute! Wie schändlich und gefühllos ist es, alte Leute zu verlachen, weil die Beschwerden des Lebens ihr Gesicht in Falten legten, des Alters Bürde ihren Rücken beugte und ihre Haare bleichte! — Manches Weib, manche Mutter ist nur deßwegen vor der Zeit alt und grau geworden, weil der Kummer über ihre Kinder, die vielen schlaflosen Nächte, die sie der Kinder wegen durchwachte, ihr Antlitz umdüsterte und in Falten legte! — O es ist eine schreckliche Sünde, wenn man das Alter verspottet und verhöhnt. Gott straft aber auch solche Menschen oft schon in dieser Welt auf schreckliche Weise, wie folgende Geschichte zeigt:

Der Prophet Elisäus ging einmal nach einem kleinen Städtlein, das auf dem Berge lag. Er war schon ein alter Mann, und seine Haare waren ihm schon so ausgefallen, daß er einen kahlen Kopf hatte. Da kamen kleine Knaben aus dem Städtlein heraus und verspotteten ihn, und schrieen: „Kahlkopf, Kahlkopf, komm herauf!“ Er sah sie an, und verkündigte ihnen, daß Gott ihren Muthwillen schrecklich bestrafen werde. Sogleich kamen zwei Bären aus dem Wald heraus, und zerrissen zwei und vierzig dieser bösen Kinder.

Dadurch wollte Gott zeigen, wie sehr es ihm mißfalle, wenn Kinder alte ehrwürdige Leute verspotten, und wie es solchen Kindern nicht gut gehen könne.

Das Alter hat schon viel erfahren,
Erduldet schon so viel Gefahren,
Wovon die Jugend wenig weiß;

Gebücket hat die Zahl der Jahre
Sein Haupt; und seine grauen Haare
Benetzte oft der Arbeit Schweiß.

Und wir sind noch so unerfahren
Und kennen noch nicht die Gefahren,
In die so leicht man stürzen kann!
Wir fühlen keine Last uns drücken,
Und ungebeugt ist unser Rücken,
Weil wir so wenig noch gethan.

Wie strafbar würde der nun handeln,
Der Alte, die gebückt jetzt wandeln,
Verachten und verspotten kann! —
Nur wer mit ehrfurchtsvollen Mienen
Das Alter ehrt, kann auch verdienen,
Zu werden einst ein alter Mann.

Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Alten ehren, denn du sollst dich fürchten vor deinem Gott! (3. Mos. 19, 32.)

2) Gebrechliche und presthafte Personen.

Zweite Erzählung.

Barbara war ein frommes, fleißiges Kind. Aber sie hatte von der Wiege an schielende Augen. Sie mußte deßwegen oft von andern Kindern spöttelnde Reden anhören, besonders von einem Mädchen, das Anna hieß, und sich auf seine schöne Gestalt nicht wenig einbildete. Einmal sagte sie zu Barbara höhnisch: „Bist du mir feind, daß du mich nicht gerade ansehen kannst?“ Barbara schwieg und dachte: „Weil ich mir diesen Fehler nicht mehr abgewöhnen kann, so will ich mich desto sorgfältiger vor andern Fehlern hüten!“

Bald darauf bekam Anna die Blattern. O weh! wie diese ihr Gesicht verunstaltet hatten! ja bald hätte sie dabei das rechte Aug' verloren, und beide

Augen blieben triefend. Als sie wieder das erste Mal in die Schule kam, getraute sie sich kaum die Augen zu erheben; oder sie hielt ihre beiden Hände vor das Gesicht. Einmal fragte sie ein muthwilliges Kind spöttelnd, was ihr fehle, daß sie immer weine? Anna fing wirklich zu weinen an, und bereuete es ernstlich, daß sie zuvor der guten Barbara so oft gespottet hatte.

Pflichten gegen Gebrechliche.

In dem Wohnorte gibt es auch manche gebrechliche Menschen, nämlich solche, die von Geburt an, oder durch irgend ein Unglück einen bleibenden körperlichen Fehler haben, z. B. Blinde, Einäugige, Buckliche, Lahme u. dgl. Gebrechliche Menschen verdienen unser größtes Mitleid und Bedauern, und wir müssen daher suchen, ihnen ihr Unglück auf alle mögliche Art zu erleichtern. Es ist recht schändlich und böse, wenn man solche gebrechliche Menschen verspottet. Wer seine geraden und gesunden Glieder hat, soll sich jedes Mal, so oft er einen Gebrechlichen sieht, an die große Wohlthat gesunder Glieder erinnern, Gott dafür herzlich danken, und beten, daß der liebe Gott ihn vor ähnlichen Gebrechen verwahren möge.

Bucklich, stumm, taub oder blind,
Kann ich das zu Fehlern machen?
Oder bei Gebrechen lachen,
Die nicht Schuld, nein, Unglück sind?
Nein, lobpreisen will ich den,
Der mir gab gesunde Glieder,
Und auf meine kranken Brüder
Voller Lieb' und Mitleid seh'n.

Dritte Erzählung.

Thomas ging auf einen Jahrmarkt und sein 12jähriger Sohn mit ihm. Auf dem Wege gingen

sie an einem Manne vorbei, der ganz keuchend und mühsam seinen hölzernen Fuß nachschleppte. Thomas gab ihm einen Groschen und sagte: „Durch was für ein Unglück habt ihr, guter Mann, euren Fuß verloren?“ „Ach, mein Herr! antwortete der Bettler mit einem tiefgeholten Seufzer, ich war wohl selbst Schuld an meinem Unglücke; ich kann nie daran denken, ohne mein Elend doppelt zu fühlen. Da ich noch jung, und etwa so groß als euer Knabe war, rang ich aus Scherz mit einem andern Knaben. Er warf mich zu Boden, fiel auf mich, und mein Bein war entzwei. O, was ich da für Schmerzen leiden mußte! Man nahm mir ein Schieferbein nach dem andern heraus; endlich kam der Brand dazu, und man mußte mir, um noch mein Leben zu retten, den Fuß abnehmen. Meine Eltern habe ich früh verloren; arbeiten, wie ihr seht, kann ich nicht. Jetzt muß ich — da wischte er sich eine Thräne aus dem Auge — gleichwohl betteln. Gott vergelt es euch tausendfach!“ So rief er noch lange nach, da Thomas mit seinem Sohne ganz gerührt weiter ging.

Da nahm der Vater Gelegenheit, seinem Kinde zu sagen, wie wenig man, besonders in der Jugend, die Gesundheit und die geraden Glieder achte, wie oft sich Kinder aus Frevel oder Leichtsinn zu Krüppeln machen, ein Auge, einen Arm oder Fuß, oder wohl gar das Leben verlieren. Mit diesem Gespräche unterhielt er seinen Sohn, bis sie an Ort und Stelle kamen.

O welche Wohlthat sind gerade Glieder!
Man bricht sie leicht, und heilt sie selten wieder.

3) Gesunde und Kranke.

Vierte Erzählung.

Anton ging mit seinem Vater und mit seiner Schwester zu einem Vetter auf das Kirchweihfest.

Da waren viele Leute in der Stube und volle Schüsseln auf dem Tische. Der Vater ging indessen andern Geschäften nach; die Kinder blieben beim Vetter. Man sprach ihnen zu, sie sollten sich's recht schmecken lassen. Anton ließ sich das nicht zweimal sagen. Er war auf dem Wege hungrig und durstig geworden. Er aß also sehr begierig, und Süßes und Saures unter einander. Er trank Bier und Meth, ja sogar zuletzt Branntwein. Seine Schwester war behutsamer, sie aß sehr mäßig, und trank erst, nachdem sie sich etwas abgekühlt hatte.

Endlich kam der Vater, die Kinder abzuholen. Kaum war Anton in die freie Luft hinausgekommen, so sah er Alles zweifach: es schien ihm auch, als wenn Alles um ihn herumging. Der Vater mußte ihn an der Hand führen; so oft er die Hand ausließ, lag Anton auf dem Boden. Seine Schwester, obwohl sie ihn bedauerte, konnte sich doch des Lachens nicht enthalten.

Sie kamen endlich nach Hause. Anton wußte nicht wie; er wurde gleich ins Bett gebracht. Des andern Tages schämte er sich vor allen Menschen, und klagte über heftige Kopf- und Magenschmerzen. Er mußte also, wollte er, oder wollte er nicht, bittere Arznei nehmen und einige Tage das Bett hüten.

Denk, eh' du fährst zum Mund:
Zu viel ist ungesund.

Sorge für körperliche Gesundheit.

Die Gesundheit ist eines der angenehmsten Geschenke von Gott, deßwegen sollen wir für dasselbe auch dadurch dankbar sein, daß wir sie beschützen und erhalten.

Wer zu viel ißt und trinkt, wird krank; darum sei mäßig im Essen und Trinken. — Wer schädliche

Dinge ißt, unreifes Obst, giftige Sachen, Beeren und Pflanzen u. s. w., wird krank; darum iß nichts, was du nicht ganz genau kennst, und hüte dich besonders vor dem Naschen.

Wer sich zu sehr erhitzt, und dann schnell den Durst löscht, wird krank, und muß wohl öfters gar sterben; darum trinke nie, wenn du erhitzt bist, sondern kühle dich vorher ab. Wer sich so sehr erhitzt hat, daß er am ganzen Leibe schwitzt und sich dann zu schnell abkühlt, der wird krank. Wer von starker Kälte plötzlich in die warme Stube zum heißen Ofen geht, der kann auch krank werden; darum sei vorsichtig bei dem Wechsel von Hitze und Kälte. — Bedecke im Sommer, besonders bei starker Sonnenhitze, deinen Kopf; denn sonst bist du in Gefahr, den Sonnenstich zu bekommen, der dich krank macht.

Sei vorsichtig im Klettern, Springen und Rennen, steige nicht auf gefährliche Orte, z. B. auf Bäume am Wasser, und spiele nicht mit Schießgewehren und andern Werkzeugen, womit man sich leicht verwunden kann.

Bedenke wohl, was du an der Gesundheit hast;
Ein kranker Mensch ist sich und Andern zur Last.

Krankheiten.

Die Menschen ziehen sich freilich manche Krankheiten selbst zu, weil sie auf ihre Gesundheit nicht so Acht geben, wie sie sollten. Manche Krankheiten können durch Vorsicht und mäßige ordentliche Lebensart verhütet werden. Aber das ist nicht bei allen Krankheiten der Fall. Manche Krankheit sendet der liebe Gott, ohne daß der Mensch selbst daran Schuld ist. Warum Gott manche Krankheiten und Leiden über die Menschen kommen läßt, können wir freilich nicht immer einsehen. Oft will er uns dadurch

bessern oder prüfen, ob wir auch im Leiden an ihn denken, auf ihn vertrauen und geduldig sind. Wenn es den Menschen immer gut geht, so vergessen sie so leicht den Urheber alles Guten; aber wenn Leiden und Schmerzen über sie kommen, dann sehen sie erst wieder recht ein, wie schwach und unmächtig sie sind, und wie ihnen nur Gott helfen kann, wenn alle menschliche Hülfe unmöglich ist. — In Krankheiten sollen wir also geduldig sein, auf den lieben Gott vertrauen und denken: „Gott weiß am beßten, was für die Menschen gut ist; auch die Leiden kommen von Gott; ich will ihm zu Liebe gern leiden."

Ein Kranker ist sehr zu bedauern und verdient unser herzlichstes Mitleiden. Wie viele Nächte muß er schlaflos durchwachen! Wie viele Schmerzen muß er leiden! Wie viele Freuden des Lebens entbehren! Wie viele traurige Stunden auf seinem Krankenbette und in seiner Krankenstube zubringen! Wie muß ihm da oft die Zeit so lang werden, da er Nichts arbeiten, Nichts verdienen, sich seinen Lebensunterhalt nicht verschaffen kann! Ihm schmeckt oft weder Essen noch Trinken, und den Genuß frischer Luft im Freien muß er oft lange Zeit entbehren.

Ein kranker Mann, ein armer Mann!
Bist du gesund, so denk' daran.

Den Kranken sollen wir ihre Leiden, so viel als möglich, zu mildern suchen durch herzliche Theilnahme und thätige Hülfeleistung. — Besuche deine kranken Freunde und Bekannte, besonders wenn sie anfangen, wieder zu genesen und noch nicht ausgehen dürfen! Suche ihnen die Zeit zu verkürzen, ihre Leiden erträglicher zu machen und erzeige ihnen Hülfe und Erleichterung, so viel du nur kannst.

Obwohl die Krankheiten den Menschen viele Leiden und Schmerzen verursachen, so sind sie doch

auch dadurch wieder sehr nützlich, daß sie uns einsehen lernen, welch' ein großes Geschenk die Gesundheit ist. Wer einmal krank gewesen ist, erkennt erst ganz den Werth der Gesundheit, und hütet sich gewiß sorgfältig vor Allem, was ihn krank machen kann. Eine Krankheit, die man sich durch eigene Schuld zugezogen hat, ist gewiß immer schmerzlicher, als eine solche, die Gott den Menschen sendet, ohne daß sie Schuld daran sind.

So will ich denn mit Sorgfalt meiden,
Was meines Körpers Wohlsein stört;
Daß nicht, wenn meine Kräfte leiden,
Mein Geist den innern Vorwurf hört:
„Du selbst bist Störer deiner Ruh!
Du selbst zogst dir dein Uebel zu!" —

4) Beschäftigungen der Ortsbewohner.

Ein jeder Mensch, der gesund ist und seine geraden Glieder hat, muß etwas Nützliches lernen, um einst durch Arbeiten sich seinen Lebensunterhalt verschaffen zu können. Zum Lebensunterhalt bedarf der Mensch der Nahrung, Kleidung und Wohnung, so wie auch noch mancher Geräthschaften. Was ein Mensch zu seinem Lebensunterhalt nöthig hat, nennt man Lebensbedürfniß.

Ein Mensch oder eine Familie allein kann sich aber nicht alle Lebensbedürfnisse selbst verschaffen; selbst der Geschickteste und Stärkste könnte sich allein kein Haus bauen, seine Kleider nicht selbst verfertigen, ja nicht einmal das Brod, das er täglich ißt, könnte er sich allein verschaffen. Es ist also recht gut, ja sogar nothwendig, daß mehrere Menschen in Einem Orte beisammen wohnen und zusammenhelfen, um sich ihre Lebensbedürfnisse desto leichter verschaffen zu können. Einige Familien arbeiten nämlich für

die Nahrung, andere für die Kleidung, wieder andere für die Wohnung, und noch andere für die Geräthschaften und für die Herbeischaffung solcher Sachen, die man im Wohnorte selbst nicht antrifft.

Alles aber, was die Menschen zu ihrem Lebensunterhalte bedürfen, kommt von dem lieben Gott; denn die Menschen erhalten Alles, was sie brauchen, von der Natur, nämlich von der Erde, den Pflanzen und Thieren; und dies Alles und Alles hat ja der gütige Gott erschaffen. Einige Menschen beschäftigen sich nun damit, daß sie der Erde das abgewinnen, was sie erzeugt oder hervorbringt; sie bauen die Felder, Wiesen und Gärten an, und geben sich mit der Viehzucht ab. Diese Leute nennt man Bauern oder Ackerleute. Andere Menschen beschäftigen sich damit, die Erzeugnisse, welche der Erde abgewonnen worden sind, zu Wohnungen, zur Kleidung und zu allerlei Geräthschaften zu verarbeiten; und diese Leute nennt man Handwerker (Professionisten). Wieder andere Menschen beschäftigen sich damit, sowohl die Naturerzeugnisse, als auch die Sachen, welche von den Handwerkern verfertigt werden, zu kaufen und wieder zu verkaufen, und diejenigen Lebensbedürfnisse, die man im Wohnorte selbst nicht findet oder nicht verfertigt, aus andern Gegenden und Ortschaften herbei zu schaffen; und diese Leute nennt man Handelsleute (Krämer, Kaufleute).

In jedem größern Wohnorte gibt es daher auch diese drei Arten von Beschäftigung der Menschen, die man wohl auch die Stände der menschlichen Gesellschaft zu nennen pflegt, nämlich: Bauernstand, Handwerksstand und Handelsstand. Beide letzteren faßt man oft auch unter dem Namen Gewerbsstand zusammen.

a) Der Bauernstand.

1) Die Bauern oder Ackerleute bauen das Feld an; sie pflügen, düngen und besäen die Aecker, sammeln das Getreide in die Scheure (Scheune, Stadel), dreschen es im Herbste und Winter aus, und reinigen es. Sie pflanzen Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Oelpflanzen, spinnbare Pflanzen, Gemüse aller Art, Obstbäume, und, wo es die Luftbeschaffenheit (das Klima) erlaubt, auch Reben oder Weinstöcke. Außerdem geben sie sich auch mit der Viehzucht ab, ziehen sich Pferde, Ochsen, Kühe, Rinder, Kälber, Schafe, Ziegen, Schweine, Geflügel, als: Hühner, Gänse, Enten, Tauben u. s. w. Sie bauen Klee auf den Aeckern, dörren im Sommer das Gras, indem sie Heu und Oehmd (Ummet, Grummet) machen und es einheimsen, damit sie im Winter Futter haben für das Vieh. Manche Bauern geben sich auch mit der Bienenzucht ab.

2) Die Bauern brauchen zu ihren Arbeiten allerlei Feld- und Gartengeräthschaften, z. B. Pflüge, Eggen, Heu- und Dungwagen, Heu- und Mistgabeln, Rechen, Dreschflegel, Siebe, Putzmühlen, Sicheln, Sensen, Hauen oder Karsten, Pferdgeschirre u. dgl.

3) Wenn ein Bauer viele Aecker und große Viehheerden hat, so braucht er Leute, die ihm arbeiten helfen. Manche Bauern haben mehrere Knechte, Mägde, Dienstbuben, Hirten, Ochsenhirten, Schafhirten oder Schäfer u. s. w. — Die Dienstboten sind sehr nützliche und nothwendige Leute, die man also auch gut behandeln soll. Besonders müssen Kinder gegen die Dienstboten artig, höflich und dankbar sein, und bedenken, daß Dienstboten den Eltern unentbehrlich sind und ihren Lohn durch harte Arbeit oft sauer genug verdienen müssen.

4) Den Bauern haben die Menschen nun sehr

viel zu verdanken, denn sie liefern zu allen Lebensbedürfnissen den größten Beitrag, nämlich a) zur Nahrung: das so unentbehrliche Getreide, aus welchem man Mehl zum Brode und zum Kochen mahlt; Gemüse aller Art, Obst, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Fleisch, Milch, Butter, Schmalz, Käse, Eier und Oelpflanzen; b) zur Bekleidung: Flachs und Hanf, Wolle, Federn, und die Häute der Thiere zu Leder; c) zur Wohnung und den Geräthschaften: sie führen die Steine und das Holz, sowohl Bauholz, als auch Werk- und Brennholz, und pflanzen Bäume, liefern Stroh, Garn u. s. w.

Bauernlied.

Der Bauer ist ein Ehrenmann,
Denn er bebaut das Feld;
Wer eines Bauern spotten kann,
Ist mir ein schlechter Held.

Er pflügt und drischt, und Bauernschweiß
Erhält den ganzen Staat;
Was hilft Gelehrsamkeit und Fleiß,
Wenn man nicht Bauern hat.

Früh Morgens, wenn der Tag kaum graut,
Da hat er schon geschwitzt,
Und eh' der Himmel Lerchen schaut,
Hat er schon viel genützt.

Und eh' die liebe Sonne kommt,
Geht er schon seinen Gang,
Und thut, was allen Menschen frommt,
Mit Lust und mit Gesang.

Im Schweiße seines Angesichts
Ißt er sein täglich Brod.
Wir hätten ohne Bauern Nichts,
Die Städte litten Noth.

Und darum sei der Bauernstand
Uns aller Ehre werth;
Denn, kurz und gut, wo ist ein Land,
Das nicht der Bauer nährt? —

Der fromme Bauer.

Ein frommer und fleißiger Bauersmann besorgte im Frühjahre sein Feld. Er düngte, ackerte, säete aus und eggte. Da er mit Allem fertig war, kniete er nieder, blickte mit vollem Vertrauen gen Himmel und sagte: „Nun, Gott! habe ich das Meinige gethan; ich bitte Dich, thue nun auch Du das Deinige!" — Und der liebe Gott schickte zur rechten Zeit milden Thau und Regen, und zu seiner Zeit heiteres Wetter und Sonnenschein. Er wandte von dessen Feldern gnädig ab Dürre, Nässe, Reif und Hagel. Und es erfolgte eine reiche Aerndte.

Der gute Bauersmann that das Seinige. Das Uebrige thaten die Einflüsse des Himmels. Ohne diese wäre all seine Mühe und Arbeit vergebens gewesen.

An Gottes Segen
Ist Alles gelegen.

b) Der Gewerbsstand.

Handwerker, welche für die Nahrung des Menschen arbeiten, sind: der Müller, der Bäcker, der Metzger, der Fischer, der Bierbrauer und Branntweinbrenner.

Der Müller mahlt das Getreide zu Mehl; er braucht hiezu ein künstliches Mühlwerk, das gewöhnlich vom Wasser getrieben wird; doch sind auch Windmühlen nicht selten. Bei den Mehlmühlen finden sich häufig auch Säg- oder Schneidmühlen, in welchen aus großen dicken Baumstämmen Bretter, Dielen (Bohlen) und Latten gesägt werden. Die Mühlen sind oft Tag und Nacht in Thätigkeit, daher brauchen die Müller Gehülfen, Müllergesellen oder Mühlknechte.

Der Bäcker verschafft uns durch seine Kunst

das so gesunde und nahrhafte Brod. Er beutelt das Mehl, welches er vom Müller bekommen hat, mit dem Siebe, schüttet es in den Backtrog, knetet daraus einen Teig, welcher zu Semmeln, Wecken und anderm schwarzen und weißen Brode geformt, und im Backofen gebacken wird. Außer dem Mehl braucht der Bäcker auch noch Sauerteig, Hefen, Salz, Kümmel, Milch und Wasser. Die nothwendigsten Werkzeuge und Geräthschaften des Bäckers sind: ein guter Backofen, Backschüsseln, Ofenkrücken, Backbretter, Backtröge, Trogscharren, Teigmesser, Brechen, Streichen, Siebe, Durchschläge, Bürsten, Mehlkästen, Kehrwische u. dgl. — Viele Leute auf dem Lande haben ihre eigenen Backöfen, und verstehen die Kunst, ihr Brod, ihre Kuchen u. dgl. selbst zu backen.

Der Metzger oder Fleischer kauft das größere Vieh, als Ochsen, Rinder, Kälber, Schafe, Schweine u. s. w. bei den Bauern, sticht das kleinere mit dem Schlachtmesser ab, schlachtet das größere mit dem Schlachtbeile und verkauft dann das Fleisch. Aus dem Blute, der Leber und andern Theilen des Schweines macht er Blut- und Leberwürste. Der Speck, die Schinken und das Schweinefleisch überhaupt wird sehr häufig eingesalzen und geräuchert, damit man es länger aufbewahren kann. Die Rindshäute und Schaffelle werden an den Gerber verkauft. Aus den Gedärmen der Schafe und Ziegenböcke machen manche Metzger Saiten. — In den Dörfern lassen sich die Bauern meistens ihre Schweine durch den Metzger im Hause abschlachten und räuchern dann das Fleisch selbst. — Die Metzger haben gewöhnlich große Hunde, die ihnen zum Treiben des Schlachtviehes nöthig sind.

Der Fischer fängt mit der Angel oder mit dem Hammen (Fischnetze) die Fische in Teichen, Flüssen

und Seen und verkauft sie entweder frisch oder eingesalzen und geräuchert. Die Aale sind die vorzüglichsten Fische. Der Fischer fängt oft auch Krebse und Frösche, deren Keulen von manchen Leuten sehr gerne gegessen werden.

Der Bierbrauer bereitet aus Wasser, Gerstenmalz und Hopfen weißes und braunes Bier, welches, mäßig genossen, ein sehr nahrhaftes und gesundes Getränke ist. In Bräuhäusern wird auch oft Branntwein gebrannt. Man kann aus verschiedenen Früchten, aus Korn, Zwetschgen, Kartoffeln, Schlehen u. s. w. Branntwein brennen. Aus Kirschen bereitet man Kirschenbranntwein oder Kirschengeist. Als Arznei und für alte Leute ist der Branntwein gut; aber für Kinder ist er so schädlich wie Gift.

Die Wirthe oder Gastgeber sind auf den Dörfern meistens auch Bierbrauer und Branntweinbrenner. In manchen Gegenden gibt es kein Bier, sondern bloß Wein, Branntwein und Aepfelmost (Aepfelwein). Aus Wein und Bier wird auch Bier- und Weinessig bereitet.

Für die Wohnung des Menschen arbeiten der Zimmermann, der Maurer, der Schlosser, der Schreiner, der Glaser und der Ziegler.

Der Zimmermann behaut oder beschlägt das Bauholz mit der Axt (dem Zimmerbeile), zerschneidet es mit der Säge, behobelt es, und richtet dann mit Hülfe seiner Gesellen und anderer Leute verschiedene Gebäude auf. Der Dachstuhl auf den Gebäuden wird immer von den Zimmerleuten verfertigt, die Wände aber nicht bei allen Häusern. Die vornehmsten Werkzeuge des Zimmermanns sind: die Zimmeraxt, das Handbeil, die Säge, verschiedene Bohrer, Zollstab, Schnur, Klammern, Setzwage, Seil und Kloben, Winkeleisen u. dgl.

Der Ziegler oder Ziegelbrenner formt aus weichem Lehmen (Letten, Leimen) oder Ziegelerde die Ziegelplatten, Dachziegel und Back- oder Ziegelsteine, läßt sie an der freien Luft trocknen, und brennt sie dann im Ziegelofen, wo sie so hart werden wie Stein. So lange es gefriert, kann der Ziegler nicht brennen. In den Ziegelhütten wird gewöhnlich auch Kalk gebrannt.

Der Maurer mauert den Grund zu allerlei Gebäuden, ferner Brücken, Thürme, Dohle (Kanäle) und anderes Mauerwerk aus Mauer- und Ziegelsteinen. Seine Werkzeuge sind: das Spitzeisen, die Zweispitzen, das Schlageisen, Hämmer, Kellen, Senkel, Richtscheid, Winkeleisen u. s. w. Die Maurer decken gewöhnlich auch die Ziegeldächer, weißeln oder übertünchen die Wände, und pflastern die Wege und Straßen.

Für die Kleidung und andere Bedürfnisse des Menschen arbeiten folgende:

Der Gerber gerbt die Häute der Ochsen, Kühe, Rinder, Kälber, die Felle der Schafe, Ziegen, Böcke, Hirsche, Rehe u. s. w. zu Leder. Er braucht hiezu theils Gerberlohe, welche aus der Eichen- und Fichtenrinde bereitet wird, theils Alaun und andere Sachen. Es gibt Rothgerber und Weißgerber.

Der Kürschner macht aus den Fellen der Schafe, Hunde, Katzen, Füchse, Marder, Iltisse u. dgl. Thiere allerlei Pelzwerke, Handschuhe, Pelzkappen oder Pelzmützen u. s. w.

Der Schuhmacher oder Schuster verfertigt allerlei Schuhe, Stiefel und Pantoffel theils aus Leder, theils aus Tuch und Zeug. Seine Werkzeuge sind: das Zuschneidebrett, allerhand Kneipen, Ahlen, Leisten, Zangen, Hammer, Raspeln, Knie- und Spannriemen, Pechdraht, Putzhölzer u. s. f.

Der Leinweber webt aus Garn, das von fleißigen Mädchen und Frauen aus Hanf, Flachs und Werg gesponnen wird, leinenes, hänfenes und wergenes Tuch (Leinwand). Die Leinwand wird an der Sonne gebleicht, und dann zu Hemden, Betten und anderem Weißzeug verarbeitet. Werkzeuge des Webers sind: der Weberstuhl, Spulen, Haspel u. s. w.

Der Tuchmacher wirkt aus wollenem Garn allerlei grobe und feine Tücher, die man zu Kleidungsstücken aller Art verwendet.

Der Färber färbt Wolle, Garn, Leinwand, Tücher, die man ihm bringt, schwarz, grün, blau, gelb, roth, braun, oder wie man es sonst wünschen mag und bestellt. Er braucht dazu mancherlei Pflanzenstoffe, Salze und andere Sachen, die nicht in jedem Orte zu haben sind, sondern erst durch die Kaufleute und Handelsleute herbeigeschafft werden.

Der Schneider oder Kleidermacher verarbeitet verschiedene Zeuge und Tücher zu Kleidungsstücken für Manns- und Weibspersonen, nachdem er zuvor genau das Maaß genommen hat. Er verfertigt z. B. Röcke, Ueberröcke, Westen, Beinkleider (Hosen), Mäntel, Jacken (Wämser), Fräcke, Kittel u. s. f. Seine Werkzeuge sind: Nadel, Fingerhut, Biegeleisen, Scheere, Ellenmaaß, Knopflochhölzer, Pfriemen, Nadelbüchslein u. s. w.

Der Hutmacher verfertigt aus Schafwolle und Thierhaaren allerlei Filzhüte und Filzkappen, Filzschuhe, Filzstiefel u. s. w. Feinere Hüte werden aus Seide gemacht. Auch aus Stroh, Weiden, Roßhaaren werden Hüte gemacht, die aber nicht Arbeiten des eigentlichen Hutmachers sind.

Der Wagner verfertigt aus hartem und weichem Holze allerlei Wagen, Karren, Schiebkarren, Kutschen,

Pflüge, Eggen u. dgl. Ackergeräthe. Seine Werkzeuge sind, Sägen, Bohrer, Beile, Hobel, Zirkel, Drehrad, Schränk-, Schlicht- und Hohleisen, das Schneidemesser, die Schneidbank, das Kehlzeug u. s. f.

Der Schmied, Huf- oder Waffenschmied, schmiedet aus dem glühend gemachten Eisen verschiedene Hacken (Hauen), Pickel, Spaten, Schaufeln, Heu- und Dunggabeln, Huf- und Pflugeisen, und andere zum Fuhrwesen und Ackerbaue nöthige Werkzeuge. Er beschlägt auch die Pferde und versteht sich gewöhnlich auf die Krankheiten derselben. Die Werkzeuge des Schmiedes sind allerlei große und kleine Hämmer, Zangen, Nageleisen, Sperrhörner, Schraubstöcke, Radbohrer, Feilen, Meißel, Raspeln, Ambos u. s. f.

Der Nagelschmied schmiedet aus dünnem Stabeisen allerlei Nägel. Der Messerschmied verfertigt allerlei Messer und Gabeln, Feuerstähle, Scheeren u. dgl. Der Kupferschmied macht aus Kupfer verschiedene Pfannen, Kessel, Töpfe und andere Küchengeräthschaften.

Der Schlosser macht aus Stahl, Eisen und Messing allerlei Schlüssel, Schlösser, Riegel, Haus- und Küchengeräthe, Beschläge an Häusern, Gärten, Fenstern, Kisten, Koffern, Kästen, Schränken rc., deßgleichen Gitterwerke, Geländer und andere Sachen von Eisen. Seine Werkzeuge sind Ambos, Schraubstock, Hämmer, verschiedene Arten von Feilen, Zangen, Meißel, Bohrer, Schneidzeug, Sperrhörner u. s. f.

Der Schreiner oder Tischler verarbeitet sowohl hartes als weiches Holz zu verschiedenen Hausgeräthen, z. B. Tischen, Stühlen, Sesseln, Bänken, Komoden, Kästen, Koffern, Bettladen, Wiegen u. s. f. Er ist es auch, der dem Menschen seine letzte Wohnung, den Sarg, verfertigt. Sein Werktisch ist die

Hobelbank; seine Werkzeuge sind: Winkelhaken, Winkelmaaß, verschiedene Arten Bohrer, Hobel, Sägen, Leim- und Schraubenzwinger, Meißel, Schlegel, Stemmeisen, Raspel, Leimtiegel, Schnitzer, Hammer, Zangen, Zirkel, Feilen, Farben u. s. f.

Der Dreher oder Drechsler dreht aus Holz, Metall, Bein oder Horn mit dem Dreheisen auf der Drehbank (dem Drechselstuhle) Kegel, Kugeln, Knöpfe, Stollen, hölzerne Teller, Schrauben, Tischgestelle, Spinnräder, Schreibzeuge, Spielwerk für Kinder, Haspel, Tabackspfeifen, Büchsen, Becher u. s. f.

Der Glaser setzt die Glasscheiben in die Fenster und faßt sie in Blei; auch verfertigt er Laternen und bessert alte Fenster aus. Das Glas macht er aber nicht selbst, sondern läßt es sich von der Glashütte kommen. Er schneidet das Glas mit einem sehr kostbaren Stein, den man Diamant (Demant) nennt. Der Glaser pflegt gewöhnlich auch mit Flaschen und Trinkgläsern zu handeln.

Der Kübler, Küfner und Faßbinder verfertigt allerlei hölzerne Gefässe, welche aus Dauben zusammengesetzt, und mit Reifen auswendig befestigt werden, als Kufen, Tonnen, Fässer, Gölten, Stützen, Eimer, Wannen, Wasserkübel u. s. w. Die Wein- und Bierfässer werden mit Pech oder Harz ausgepicht.

Der Hafner oder Töpfer verfertigt aus Thon oder Töpfererde mancherlei Küchengeschirre, Trinkgefässe, Blumentöpfe und Spielsachen; wie auch Aufsätze zu den eisernen Oefen und Kacheln nebst den übrigen Theilen ganz irdener Oefen. Er glasirt die Küchengeschirre und brennt sie in dem Brennofen.

Der Sattler verfertigt aus Leder verschiedene Geräthschaften, Reit- und Jägertaschen, Felleisen,

Schurzfelle, Hosenträger, Feuereimer, Riemen, Zäume, Pferdgeschirre, Peitschen, Gurten, Gürtel, Sättel u. dgl. Er polstert auch Sessel, Lehnstühle u. dgl. mit Reh-, Kälber- und Roßhaaren, und macht auch Matratzen.

Der Seiler dreht aus Flachs, Hanf und dem davon abfallenden Werge Bindfaden, Schnüre, Stricke, Stränge, Seile, Achselbänder, Gurten u. s. f. Er hechelt auch Flachs und Hanf, siedet Wagenschmiere, macht Darmsaiten, und handelt mit Pech, Flachs, Hanf und dessen Samen, mit Oel u. s. f.

Der Oelmüller bereitet auf der Oelmühle aus Hanf-, Lein- und Rebssamen, so wie auch aus Bucheneckern und aus dem Mohnsamen verschiedene Arten von Oel, das theils zum Brennen, theils zum Einölen (Schmieren) der Uhren, Thüren, Maschinen, so wie auch als Speiseöl gebraucht wird.

Die Handelsleute oder Krämer, welche gewöhnlich in Dörfern wohnen, verschaffen den Ortsbewohnern solche Dinge, welche im Orte selbst weder wachsen, noch erzeugt oder verfertigt werden, z. B. Salz, Pfeffer, Zucker, Kaffee, Schnupftaback, Rauchtaback, Seide, Baumwolle, Gewürz, Baumöl, Strick- und Nähnadeln, Papier, Kreide, Leim und noch hundert andere Sachen. In größern Dörfern und in Städten gibt es Kaufleute, welche verschiedene Ellen- und Spezereiwaaren feil haben, und bei denen man sonst auch noch Vieles kaufen kann, was in der Haushaltung nöthig ist.

Welche und wie viele Handwerker sind in unserem Wohnorte, die 1) für die Nahrung? — 2) für die Wohnung? — 3) für die Kleidung? — und 4) für die Geräthschaften arbeiten? —

Pflichten der Kinder gegen die Gewerbsleute.

Es ist eine grobe Ungezogenheit, wenn Kinder andere Leute ihres Standes und Gewerbes wegen verachten und verspotten. Ein Mensch braucht den andern, und keiner kann des andern ganz entbehren. Und doch gibt es manchmal so böse, muthwillige und unverständige Kinder, welche Andere ihres Gewerbes wegen verspotten und verachten.

Erzählung.

In einem abgelegenen Dorfe spielten einst zwei Knaben auf der Gasse. Der eine war der Sohn eines Bauern, der andere gehörte einem Schneider. Während des Spieles bekamen sie Streit, schimpften einander, wie ungezogene Kinder gewöhnlich zu thun pflegen, und gaben einander Spottnamen. „Du Mistfink!" sagte der Eine; „du Schneidersgeiß!" schrie der Andere, und auf solche rohe ungezogene Weise suchte Einer des Andern Stand zu verspotten und verächtlich zu machen, bis endlich der Schneiderssohn nach Hause ging, und seinem Vater sagte, daß der Bauernbube so sehr über die Schneider geschimpft, und allerlei Spottnamen aufgebracht habe. Das Gleiche that auch der Bauernsohn, und beide mochten wohl die Sache noch ärger machen. Leider waren die beiden Väter unverständig genug, sich darüber zu ärgern; und anstatt die ungezogenen Knaben verdienter Maßen abzustrafen, geriethen nun die beiden Nachbarn in Feindschaft.

Der Bauer hatte bisher das kleine Gut des Schneiders unentgeltlich gepflügt und besäet, das Heu, Getreide u. s. w. eingeführt, und überhaupt in Feldarbeiten ihm die nöthige Hülfe geleistet. Dagegen hatte der Letztere dem Erstern die Kleider theils

neu verfertig, theils ausgebessert, und überdies nicht nur den Einkauf des Tuches u. dgl. besorgt, sondern auch sonst noch manchen Gang in die Stadt gemacht, um dem Bauern verschiedene nothwendige Dinge zu bestellen oder zu kaufen. — Jetzt aber hatte diese Freundschaft ein Ende. Der Bauer ließ die Kleider für sich und seine Familie in der Stadt verfertigen (denn es war nur Ein Schneider im Dorfe), und nahm sich der Feldgeschäfte des Schneiders gar nicht mehr an. Da aber die Stadt sehr weit entfernt war, so fehlte es oft an Zeit und Gelegenheit, die Kleider in die Stadt zu schicken, um sie auszubessern, oder den Einkauf von Tuch u. dgl. zu besorgen. Der Bauer und seine Familie mußte nun bald in zerlumpten Kleidern einher gehen, denn der Schneider in der Stadt war nicht nur bei weitem theurer, als der Schneider im Dorfe, sondern er ließ oft sehr lange warten, bis er die bestellten Kleider fertig machte. — Auch dem Schneider ging es sehr hart. Er mußte nun sein Feld selbst bauen, seine Feldfrüchte auf dem Rücken oder Kopfe nach Hause tragen, und sich auf diese Weise kümmerlich helfen. Den beiden bösen Buben ging es nicht besser. Mit zerrissenen und zerlumpten Kleidern mußte der Bauernknabe oft in der Kälte, unter Regen oder Schnee auf dem Felde sein, denn sein Vater wollte die Kleider nicht immer gleich wieder ausbessern lassen, wenn sie schadhaft waren, weil dies in der Stadt zu viel kostete. Der Sohn des Schneiders mußte den Dung selbst auf das Feld tragen, oft bei der größten Hitze das Feld umgraben helfen, und noch viele andere beschwerliche Arbeiten verrichten, die sonst der Bauer mit Wagen und Pflug besser und schneller besorgt hatte. Beide Knaben sahen nun ein, wie dumm und unverständig sie gehandelt hatten, und mochten es in der Stille wohl

tausendmal bereuen. Auch die beiden Väter erkannten ihr Unrecht, nur schämten sie sich, ihren Fehler sich gegenseitig zu gestehen, und keiner wollte dem andern zuerst ein gutes Wort geben.

Einst trafen sie einander auf dem Heimwege von der Kirche, die von ihrem Dorfe beinahe zwei Stunden entfernt war. Der Herr Pfarrer hatte an diesem Sonntage eine sehr schöne Predigt gehalten über das Gebot Jesu: „Liebet auch eure Feinde!" — Diese hatte einen so tiefen Eindruck auf beide gemacht, daß sie ihre bisherige Scham besiegten, ihre Fehler gestanden und bereuten, und sich auf dem Heimwege so aussöhnten, daß sie wieder die beßten Freunde wurden. — Auch die beiden Knaben, welche die erste Ursache des Zwistes waren, bereuten ihren Fehler, und versprachen sich aufrichtige Freundschaft.

* * *

Kein Stand ist verächtlich oder gering zu schätzen; denn jeder, der Bauernstand, wie der Handwerksstand, ist für das Wohl der menschlichen Gesellschaft nützlich, ja sogar nothwendig. Und gerade diejenigen Handwerke und Gewerbe, welche die beschwerlichsten Arbeiten mit sich bringen, und bei denen man am meisten dem Staube, Schmutze und der Verunreinigung ausgesetzt ist, sind häufig auch die unentbehrlichsten. Die Leute, welche sich solchen beschwerlichen Arbeiten unterziehen, sind daher im Grunde genommen höher zu achten und haben mehr Anspruch auf Dankbarkeit, als andere, die keine so unangenehmen Geschäfte zu verrichten haben; denn wenn sich Niemand fände, der dergleichen Arbeiten verrichten möchte, so müßten wir mancher Annehmlichkeit des Lebens entsagen und vieler Bequemlichkeiten entbehren. — Der Bauernknecht, der den Stall und

Abtritt reinigt, der Schornsteinfeger, der uns vor Feuersgefahr zu bewahren sucht, der Töpfer, der weichen Lehm zu Geschirren verarbeitet, sind (obwohl ihre Geschäfte es mit sich bringen, daß sie schmutzig und unreinlich aussehen) eben so wohl unserer Achtung und Werthschätzung werth, als der reichlich gekleidete Städter, dessen Geschäfte einen reinlicheren und feinern Anzug erlauben.

Ja, noch einmal sei es wiederholt: Kein Mensch kann des andern entbehren. Einer bedarf des Andern Hülfe. Die Menschen sind sich unter einander zu ihrem Glücke unentbehrlich; und wer einen Andern seines Standes, Gewerbes oder Geschäftes wegen verspotten oder verachten kann, ist entweder ein sehr unverständiger, dummer, oder ein recht undankbarer und boshafter Mensch.

Verträglichkeit. Dienstfertigkeit. Friedfertigkeit.

Weil nun die Menschen einander so unentbehrlich sind, so sollen auch immer alle Menschen recht gut und liebevoll gegen einander gesinnt sein, in Friede und Eintracht mit einander leben, allen Zank und Streit meiden, keine Gelegenheit zu Verdrießlichkeiten und Uneinigkeiten geben, und gegen alle Menschen dienstfertig, gefällig, höflich und artig sein.

Seid voll Vertraulichkeit, ihr Schwestern und ihr Brüder!
Die Eintracht baut ein Haus, die Zwietracht reißt es nieder.

Den Friedfertigen hat Jedermann lieb. Er kann daher immer vergnügt sein. Aber unfriedfertige Leute sind nirgends beliebt; Niemand mag mit ihnen zu thun haben, und wenn sie in die Noth kommen, so hilft man ihnen nicht so gern und schnell, wie dem Friedfertigen.

Der gute Nachbar.

Martin war ein leutseliges Kind, gegen Jedermann gesprächig, freundlich und höflich. Wenn er Andern eine Gefälligkeit oder einen Dienst erweisen konnte, so that er es gewiß. Aber sein Bruder Nepomuk war ein ganzer Wildfang, feindselig, zänkisch, trotzig. Wenn man ihm einen Fehler verwies, so fletschte er einem die Zähne ins Gesicht. Wenn des Nachbars Kinder ein Spiel machten, so störte er sie muthwilliger Weise. Er gab ihnen Schimpfnamen; ja, er schlug sie wohl gar öfters.

Nun geschah es, daß einst mitten in der Nacht, im Hause ihres Vaters Feuer auskam. Martin und Nepomuk schliefen in der nämlichen Kammer. Aber ehe sie ganz aus dem Schlafe kamen, stand das Haus schon von allen Seiten in Flammen. Ihre Eltern wußten aus Schrecken und Angst nicht, was sie zuerst oder zuletzt thun sollten. Sie retteten vor Allem ihre zwei kleinsten Kinder. Da war aber ein guter Nachbar, der alsogleich herbeilief, um Hülfe zu leisten. Er hörte das Geschrei der beiden Knaben, stieg in die Kammer hinauf, und da er beide auf ein Mal nicht retten konnte, so rief er: „Wo ist der gute Martin?" — Er trug ihn sodann durch das Feuer heraus an einen sichern Ort. Er ging freilich zurück, auch dem Nepomuk zu helfen, aber er konnte dies nicht mehr. Das Feuer hatte schon zu sehr überhand genommen. Nepomuk sprang in der größten Angst über das Fenster herab und brach sich ein Bein. Er mußte seiner Lebtage hinken. Warum hat wohl der Nachbar zuerst den Martin gerettet? —

Freundlichkeit macht Freunde;
Trotzigkeit macht Feinde.

* *

Mit den Menschen friedlich leben,
Nie zum Zanken Anlaß geben,
Immer liebreich sich erzeigen,
Vor dem Zänker stille schweigen;
Allen Zorn und Hader meiden,
Lieber Haß und Unrecht leiden,
Immer auf den Frieden seh'n;
Das ist Sanftmuth, das ist schön.

* * *

Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe.

Wenn die Menschen sich unter einander nicht entbehren können, so ist es auch nothwendig, daß sie aufrichtig gegen einander sind, und stets die Wahrheit sagen, wenn sie gefragt werden. Es ist oft sehr viel daran gelegen, die Wahrheit zu erfahren, und nicht selten ist schon dadurch, daß die Menschen nicht wahrhaftig gegen einander waren, großes Unglück geschehen.

Erzählung.

Eine Magd war einst allein zu Hause, um auf ein dreijähriges Kind Acht zu geben, weil die Eltern über Feld auf einen Jahrmarkt gegangen waren. Kaum hatten sich die Eltern vom Hause entfernt, so lief die Magd überall herum, und schlich sich endlich auch in den Keller. Das Kind, das schon laufen konnte, hatte lange Weile, ging der Magd nach, stürzte aber unglücklicher Weise die Kellerstiege hinunter, weil die Magd die Fallthüre offen gelassen hatte. Voll Blut und Wunden trug die Magd das Kind in die Stube, und legte es in das Bett. Die Eltern erschracken sehr, als sie nach Hause kamen und das Kind sahen. Aber das größte Unglück war dies, daß die Magd ihren Fehler nicht gestand, und die Wahrheit nicht sagte. Erst den andern Tag, als das Kind schreckliche Schmerzen litt, und die Eltern sehr in sie drangen, gestand sie

endlich, daß das Kind in den Keller gefallen sei. Man schickte nun gleich nach dem Wundarzt, welcher die Wunden untersuchte und da fand, daß das Kind das rechte Bein gebrochen habe. Dasselbe war aber schon so verschwollen, daß man es nicht mehr einrichten konnte, und man, um dem Kinde das Leben zu retten, den Fuß abnehmen mußte. — Wäre die Magd so aufrichtig gewesen, ihren Fehler gleich zu gestehen, so hätte man wahrscheinlich den gebrochenen Fuß wieder vollkommen herstellen können, und das Kind wäre nicht für sein ganzes Leben krüppelhaft geworden. —

Aufrichtig will ich immer sein,
Damit nicht je durch mein Verschulden
Jemand ein Unglück muß erdulden;
Denn schrecklich müßte das mich reu'n.

Erzählung.

Hans, der lügenhafte Knabe, hütete nicht weit von einem großen Walde die Schafe. Eines Tages schrie er, um sich einen boshaften Spaß zu machen, aus allen Kräften: „Der Wolf kommt! der Wolf kommt!" — Die Bauern kamen sogleich mit Aexten und Prügeln in Schaaren aus dem nahen Dorfe gelaufen, und wollten den Wolf todt schlagen. Da sie Nichts von einem Wolfe sahen, gingen sie wieder heim und Hans lachte sie heimlich aus. —

Am andern Tage schrie Hans wieder: „der Wolf! der Wolf!" Die Bauern kamen wieder heraus — aber nicht mehr so zahlreich, als gestern, und auch diese schüttelten die Köpfe und gingen voll Verdruß nach Hause. — Am dritten Tage kam der Wolf wirklich. Hans schrie ganz erbärmlich: „O Hülfe! Hülfe! der Wolf! der Wolf!" Allein es kam ihm kein einziger Bauer zu Hülfe." — Die ganze Schafheerde sprang eilends dem Dorfe zu. Den

armen Hans aber, der nicht so schnell laufen konnte, wie die Schafe, erwischte der Wolf, zerriß ihn und fraß ihn auf.

Wer öfters lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Solche Menschen, die die Wahrheit nicht sagen, Falsches absichtlich erdichten, Lügen ausstreuen, und nicht aufrichtig sind, mag Niemand gern um sich haben; man glaubt ihnen nicht und traut ihnen nicht; man verachtet sie und mag Nichts mit ihnen zu schaffen haben, weil sie oft Zwietracht, Zank, Streit und Feindschaft stiften.

Wer treu die Wahrheit ehrt,
Ist Gott und Menschen werth.
Der Lügner wird gehaßt von Beiden.
Dies laß, o Gott! mir Antrieb sein,
Der reinen Wahrheit mich zu weihn,
Und jede Lüge zu vermeiden.

Ehrlichkeit, Treue, Redlichkeit.

Wollen die Menschen in einem Orte friedlich und glücklich beisammen leben, so müssen sie auch ehrlich, treu und redlich sein, d. h. Keiner darf dem Andern Etwas nehmen oder ihn betrügen. Jeder muß dem Andern geben, was diesem gehört; halten, was er verspricht; so handeln, wie er redet, und so reden, wie er denkt. Wie traurig würde es in einem Orte aussehen, wo Keiner dem Andern trauen und glauben dürfte, und wo Keiner sich auf das Versprechen des Andern verlassen dürfte.

Erzählung.

Ein sehr armer Mann ging einst in der Abenddämmerung im Dorfe umher, um gute Menschen um eine kleine Gabe zu bitten. Doch so oft er an eine Hausthüre kam, so scheuete er sich wieder,

hinein zu gehen und sagte: „Ach, das Betteln kommt mich gar zu schwer an!“ So war er schon an einigen Häusern vorbeigegangen, and wollte eben wieder zu seinem armen kranken Kinde nach Hause gehen. Da stieß er auf einmal mit seinem Fuße auf Etwas, das einen klirrenden Klang von sich gab. Er bückte sich, suchte mit der Hand, und fand einen ganzen Beutel voll Geld. Freudig trug er das Geld nach Hause und sagte: „Nun bin ich doch aus aller Noth, jetzt kann ich meinen armen Kindern Brod kaufen und darf nicht betteln.“ Doch dachte er gleich wieder: „Nein, das Geld gehört nicht mir; ich darf es nicht behalten.“ — Des andern Tages wurde nach dem Gelde Nachfrage gehalten. Ein reicher Viehhändler, der im Wirthshause übernachtete, hatte es verloren. Der arme Mann trug das Geld dahin, ohne auch nur einen Kreuzer davon zu be halten. Der Viehhändler, der sich sehr über die Ehrlichkeit des armen Mannes freute, beschenkte diesen reichlich, und gutherzige Leute, die diese That erfuhren, erleichterten dem Armen sein Elend. — Ehrlichkeit währt am längsten.

Recht thun und edel sein und gut,
Ist mehr als Geld und Ehr;
Da hat man immer frohen Muth,
Und Freuden um sich her;
Da ist man froh und mit sich Eins
Scheu't kein Geschöpf und fürchtet keins.

Erzählung.

Klaus spielte einst vor seiner Hausthüre. Da rief ihn ein Nachbar herbei, und ersuchte ihn freundlich, er möchte an den Kreuzweg vor dem Dorfe gehen, und dort auf seinen Knecht, der bald mit einem Fuhrwerke kommen würde, warten, und ihm dann sagen, daß dieser auf den Kleeacker fahren

sollte. Klaus ging sogleich und wartete unter der größten Sonnenhitze eine gute Weile. — Allein der Knecht kam immer noch nicht. Indessen ging ein anderer Knabe, Namens Heinrich, vorbei, welcher den Klaus zu einem Spiele bereden wollte, indem er sagte: „Komm, Klaus, wir wollen mit einander in den Garten gehen und spielen!" — Klaus versicherte, daß er nicht gehen könnte, weil er dem Nachbar versprochen habe, auf den Knecht zu warten, um diesem einen Auftrag auszurichten. „Aber wie lange willst du denn da noch in der Sonne stehen?" erwiederte Heinrich, „wer weiß, wenn der Knecht kommt." — „Nein," sagte Klaus, „ich bleibe und warte. Ich habe es dem Nachbar versprochen, und was man verspricht, das muß man auch halten; sonst ist man ein ehrloser Mensch." — Klaus wartete, bis der Knecht kam.

Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

* * *

Dann wird die Sichel und der Pflug
Dir in der Hand so leicht,
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.

* * *

Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durchs Pilgerleben geh'n;
Dann kannst du ohne Furcht und Grau'n
Dem Tod ins Auge seh'n.

* * *

Arbeitsamkeit.

Wenn in einem Orte ein gutes glückliches Zusammenleben möglich sein soll, so muß jeder Einzelne

auch das Seinige dazu beitragen. Ein jeder Mensch muß arbeiten und sich bestreben, durch irgend eine Beschäftigung Andern nützlich zu werden. Wer arbeiten könnte, und es nicht thut, ist ein Müßiggänger, ein unnützes Mitglied der Gemeinde, und verdient Verachtung. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Arbeit und Betriebsamkeit
Geben Ehr und Brod.
Müßiggang und Schläfrigkeit
Bringen Schand und Noth.
Bei Geschäften wird man alt,
Jeder hat uns lieb;
Doch den Faulen nennt man bald
Einen Tagedieb.

Wenn Niemand arbeiten wollte, so hätte man weder Brod, noch Kleidung, noch Wohnung, und müßte sich tausenderlei Bequemlichkeiten und Vergnügungen versagen; es könnte kein Gemeindeleben Statt finden; die Menschen würden einander Nichts nützen, uud vor langer Weile müßte ihnen dann das ganze Leben unerträglich werden. — Müßiggang ist überdies auch, wie das Sprüchwort sagt, aller Laster Anfang und der Tugend Untergang. Man soll sich also schon von Jugend auf an Arbeitsamkeit gewöhnen; denn „jung gewohnt, alt gethan" sagt ebenfalls ein Sprüchwort.

Die ungleichen Brüder.

Martin war fleißig und arbeitsam; er mußte immer Etwas zu thun haben, und mit etwas Nützlichem beschäftigt sein. Er griff alles frisch an, und ließ nicht eher nach, bis es ganz und recht geschehen war. Er war dabei immer munter und fröhlich; und wenn er auch nach geschehener Arbeit ausruhte, so konnte er von Herzen lustig und aufgeräumt sein. Auch war er bei allen Menschen beliebt.

Lorenz, sein Bruder, war ein fauler Bärenhäuter. Weil er an der Arbeit keine Freude hatte, so that er bald dies, bald etwas Anderes, Alles nur halb, Nichts mit anhaltendem Fleiße. Oft war er ganze Stunden lang müßig. Wie er bei der Arbeit war, so war er auch bei den Ergötzlichkeiten, ja sogar beim Essen träg und faul. Er ging oft herum, wie der Schatten an der Wand.

Ihre Eltern starben und hinterließen ihnen ein schönes Erbtheil. Martin vermehrte durch Fleiß und Arbeitsamkeit von Jahr zu Jahr sein Vermögen. Lorenz, der faule Lorenz, wurde von Tag zu Tag ärmer, bis endlich sein Geld gar ausging. Nun fing erst sein Elend recht an. Weil er an keine Arbeit gewöhnt war, so konnte er sich auch Nichts verdienen. Er lag nun seinem Bruder auf dem Halse. Dieser gab ihm zwar bisweilen, aber ganz sparsam; und er gab es ihm oft zu verstehen, daß er sich selbst Noth und Elend zugezogen habe.

Reichthum und Armuth.

Wer arbeitsam, fleißig, treu, redlich, ehrlich und sparsam ist, kann sich immer so viel erwerben, als er zu seinem Lebensunterhalte nöthig hat; ja es bleibt ihm oft noch Etwas übrig, das er zurücklegen und auf die Zeiten der Noth aufbewahren kann. Wer sich durch Arbeit mehr verdient, als er zum täglichen Lebensunterhalte nöthig hat, kann sich nach und nach einen Vorrath von Geld und Gütern sammeln; er kann reich werden. Wer nicht arbeiten kann, oder durch Krankheit und andere Unglücksfälle gehindert wird, sich die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, der ist arm.

Beinahe in jedem Orte gibt es reiche, begüterte, vermögliche, bemittelte, wohlhabende, dürftige und

arme Leute. Reich nennt man diejenigen, die einen großen Ueberfluß an allen Gütern dieser Erde besitzen. Begütert sind die, welche so viele Güter besitzen, daß sie an vielen Dingen einen Ueberfluß haben. Vermöglich sind die, welche nebst dem Allem, was zur Anschaffung der Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens gehört, auch noch Geld übrig haben. Bemittelt nennt man die, welche Mittel genug besitzen, sich mehrere Bequemlichkeiten zu verschaffen. Wohlhabend sind die, welche wohl so viel haben, als sie brauchen. Dürftig sind die, welchen es an manchen Nothwendigkeiten des Lebens fehlt, und arm sind diejenigen, denen es an den meisten Lebensbedürfnissen mangelt.

Armuth und Reichthum kommen von Gott. Gott vertheilt mit weiser Güte seine Gaben unter die Menschen. Er läßt Arme oft reich, und Reiche oft arm werden. Langwierige Krankheiten, Mißwachs, Feuersbrünste, Ueberschwemmungen und andere Unglücksfälle können den Reichen oft seiner Güter berauben. Durch Fleiß, Sparsamkeit und Ehrlichkeit kann ein Armer wohlhabend und vermöglich, ja durch besondere glückliche Zufälle sogar reich werden. Doch Reichthum allein macht nicht glücklich, und Armuth nicht unglücklich; so wie auch Reichthum keine Ehre, und Armuth keine Schande ist.

Das beßte Erbtheil.

Es waren einst zwei Nachbarn, die beide viele Kinder hatten. Einer davon, Melchior mit Namen, war reich. Er verließ sich auf sein Geld und war wenig besorgt, daß seine Kinder gut erzogen würden.

Simon, der andere, war dürftig, hatte aber gute und wohlunterrichtete Kinder. Er pflegte oft zu seinen Kindern zu sagen: „Kinder! ihr sehet schon, ich

kann euch einst nicht viel hinterlassen; das meiste von meinem geringen Vermögen habe ich darauf verwendet, euch zu erziehen, und etwas Nützliches lernen zu lassen. Seid nur fromm und fleißig, dann wird euch der liebe Gott gewiß einst segnen." Nach etlichen Jahren wurde in das Haus des Melchiors gewaltthätig eingebrochen und fast alles Geld gestohlen. Das war ein Jammer und ein Klagen. — „Nachbar," sagte Simon zu Melchior, „ich habe mit dir Mitleid, und noch mehr mit deinen Kindern; ich bedaure es, daß ich ihnen nicht helfen kann, vielleicht können es einst meine Kinder."

Es stand nicht lange an, so brannte auch das Haus des Melchiors vom Grunde aus ab. Nun war er sammt seinen Kindern ein Bettler.

Da nahm Simon aufs Neue Gelegenheit, seinen Kindern zu sagen: „Sehet, Kinder, daß man sich nicht auf Geld und Gut verlassen soll. Nur was ihr gelernt habet, ist euer, nur dies allein könnt ihr durch kein Unglück verlieren." Seine Kinder beflissen sich, noch mehr zu lernen. Nach dem Tode ihres Vaters konnten sie sich auch recht gut fortbringen, weil sie alle geschickt und fleißig waren. Aber mit Melchiors Kindern kam es so weit, daß sie endlich bei den Kindern des Simon betteln mußten.

Kind, dein beßtes Erbtheil ist,
Wenn du recht gut erzogen bist.
Denn Geld und Gut kann bald ein Raub des Unglücks sein.
Nur was du weißt und kannst, gehöret allzeit dein.

* * *

Wer reich ist, kann sich allerdings viele Bequemlichkeiten, Vergnügen und Ergötzlichkeiten verschaffen, deren der Arme entbehren muß; er kann besser essen und trinken, sich prächtiger kleiden, eine schönere Wohnung bauen und sich sonst noch manche Annehmlichkei-

ten des Lebens verschaffen. Aber dennoch läßt sich mit Geld und Reichthum allein nicht Alles ausrichten; auch der Reichste kann des Aermern nicht ganz entbehren. Wenn der Reiche andere Menschen hart behandelt, sich stolz über sie erhebt, im Unfrieden mit ihnen lebt und sie zu sehr fühlen lassen will, daß er der Reiche ist, so entfernen sie sich von ihm, entziehen ihm ihre Achtung und Liebe, ja schaden ihm zuweilen auf mancherlei Weise, und er ist dann ungeachtes seines Geldes und Reichthums doch übel daran; denn um Geld läßt sich nicht Alles kaufen.

* * *

Ein reicher Bauer hatte einen einzigen Sohn, der Felix hieß. Dieser bildete sich auf seinen Reichthum nicht wenig ein, und verachtete andere Kinder, weil sie ärmer und nicht so gut gekleidet waren, wie er. Wenn die Kinder im Dorfe ein Spiel machten, so sollte immer Alles nach seinem Kopfe gehen; er wollte überall der Erste und Vornehmste seyn. Daher mochten am Ende andere Kinder nicht mehr mit ihm spielen, und Felix ging oft einsam, verlassen und freudenleer in seinem Garten umher, während die übrigen Kinder munter und fröhlich auf dem Zimmerplatze vor dem Dorfe spielten. Oft gab er zwar andern Kindern Geld, oder schenkte ihnen sonst Etwas, damit sie zu ihm kommen und mit ihm spielen sollten; und es kamen auch mehrmals Kinder zu ihm. Allein da er sie doch immer etwas verächtlich behandelte, und sich damit groß machte, daß er reicher sei, als sie, so blieben sie bald wieder aus.

Als er einst einigen Knaben wieder Geld versprach, damit sie zu ihm kommen und in seinem schönen Garten mit ihm spielen möchten, sagte ein ganz armer Knabe ihm geradezu: „Behalte du nur deine Sechser und Groschen und spiele mit deinem Gelde;

wir sind fröhlicher und vergnügter ohne Geld, als wenn wir bei dir sind. Du läßt uns ja doch Nichts gelten, und bildest dir so viel ein, weil du reicher bist, als wir. Wir sind aber auch so gut Menschen, als du!" — Felix wurde dadurch beschämt. Er erkannte nun, daß er mit seinem Gelde und Reichthume allein doch nicht Alles ausrichten, sich weder Achtung noch Liebe erkaufen, und in seinem schönen großen Garten und mit seinen prächtigen Kleidern nicht so vergnügt und fröhlich sein könne, wie die andern ärmern Kinder. Er ging in sich, fing an, sich zu bessern, wurde freundlicher und leutseliger, gab den ärmern Kindern nie mehr ein böses Wort, und erwarb sich nach und nach durch sein gütiges Betragen die Liebe aller übrigen Kinder des Dorfes.

Wer reicher ist, verachte nie
Die Aermern, seine Brüder!
Denn sehr oft braucht er ja auch sie
Zu seinem Glücke wieder.
Es gibt so Manches in der Welt,
Das man nicht kaufen kann um Geld.

Wozu ist das Geld?

Gottfried, ein sorgfältiger Schullehrer, bemerkte bei einem größern Knaben eine außerordentliche Liebe zum Gelde. Er hörte ihn öfters sagen, daß seine Eltern viel Geld haben; daß er nun auch schon so und so viel habe. Er sah, daß er öfters in der Schule Geld herauszog, und auch andern Kindern zeigte. Ja der junge Geizhals fing sogar an, bald Dieses, bald Jenes zu verkaufen, und im Verkaufe — zu betrügen. Um Geld war ihm Alles feil; Geld ging ihm über Alles.

Der Schullehrer bedauerte das verblendete Kind, und sann auf Mittel, wie da zu helfen sei. — An einem Tage, da eben keine Schule war, ließ er den

Knaben des Morgens zu sich kommen. Er führte ihn dann durch Felder und Wälder, über Hügel und Thäler bis zur Mittagszeit herum. Nun setzte er sich mit ihm unter einen Baum hin, um ein wenig auszuruhen. „Mich hungerts!" sagte der Knabe. „Da gibt es Nichts zu essen," versetzte der Schullehrer, und stund auf. Nun ging die Reise wieder an.

Etwa gegen fünf Uhr Abends kamen sie zu einer Feldkapelle, wo gewöhnlich ein armer alter Mann saß, der die Vorübergehenden um Almosen ansprach. Er war eben wieder da und hob seinen Hut, in welchem einige Stücke Brod lagen, gegen unsere Reisenden auf, und bat sie mit wehmüthiger Stimme auch um ein Almosen. Der Schullehrer gab ihm einen Groschen und sagte zu dem Knaben, der starr in den Hut hinein sah: „Gibst du ihm Nichts?" „Ja," antwortete der Knabe, „wenn er mir ein Stück Brod gibt, so gebe ich ihm all mein Geld dafür!" — Bei diesen Worten reichte ihm der arme Mann gleich den Hut hin und sagte: „Da nimm, wenn es dich hungert! Nimm, so viel du willst, du darfst mir Nichts dafür geben; ich weiß, wie wehe der Hunger thut!" — Da gingen dem Knaben die Augen über. So hungrig er war, so konnte er doch vor Beschämung nicht essen.

Nun kehrte der Schullehrer mit seinem Gefährten wieder nach Hause zurück. Er ging eine Weile, ohne ein einziges Wort zu reden, und überließ auch den Knaben seinen Gedanken. Endlich fing der Schullehrer an: „Da siehst du, wozu das Geld ist! Was nützt es dir in der Sparbüchse oder in der Tasche? Du kannst es nicht essen, wenn du hungrig bist. Du hättest nun um ein Stück Brod all dein Geld hingegeben. Der arme Mann nahm es nicht an; er achtete es nicht aus Mitleid gegen dich.

Solltest du einst gegen Dürftige und Nothleidende hartherzig seyn? Ja, der Hunger thut wehe! Du wirst in deinem Leben noch oft einem armen verunglückten Menschen den Hunger stillen, oder die Noth erleichtern können, wenn du nicht geizig bist. Geizig ist aber Jeder, der das, was er hat, nicht gebrauchen, sondern nur immer vermehren oder doch ganz für sich allein behalten will. Geizige Leute sind Gott und den Menschen zuwider.

Der Knabe war gerührt, und wollte nun all sein Geld dem Schullehrer geben, daß er es gut anwenden sollte. Dieser nahm es nicht an. „Nein," sagte er, „mache nur selbst einen vernünftigen Gebrauch davon, und merke dir für dein ganzes Leben den Spruch:

Geld sieh nur als ein Mittel an,
Womit man Gutes stiften kann.

Das wohlthätige Kind.

Ein Bettler sagte zu einem Kinde, welches ihm mit einem Stück Brod in der Hand begegnete: „Ach, mich hungert gar sehr! Liebes Kind, gib mir doch ein wenig von dem Brode, das du da trägst!" Und das Kind, obwohl es gerade auch sehr hungrig war, gab ihm gleich das ganze Stück Brod, und freute sich, wie es sah, daß das Brod dem armen Manne so wohl schmeckte. Da sagte der Bettler: „Nun hast du mich armen hungrigen Mann gespeiset; Gott vergelte es dir, und segne dich dafür, du gutes, wohlthätiges Kind." — Dem Kinde ging es immer wohl; denn Gott belohnt durch weise Fügungen oft schon auf dieser Erde Wohlthätigkeit und Menschenliebe.

* * *

Gott hat die Güter dieser Erde ungleich ausgetheilt, damit die Menschen mehr Gelegenheit haben, sich gütig und wohlwollend gegen einander zu beweisen. — Wer das Glück hat, reichen Eltern zu gehören,

der danke Gott alle Tage seines Lebens dafür, und suche seine Dankbarkeit dadurch zu beweisen, daß er die Armen unterstützt und liebevoll und gut gegen sie ist; er denke recht oft:

Wie hab' ich doch so vieles Gute,
Was manches arme Kind entbehrt;
Es seufzt, und mir ist froh zu Muthe;
Bin ich auch dieses Vorzugs werth?
Wohlthätig und erbarmend sein,
Den Armen, Dürft'gen gern erfreu'n,
Das sei mein Dank für jede Gabe,
Die ich von Gott empfangen habe.

Kannst du einem Armen oder Dürftigen helfen, so thue es! — Wenn der Arme hungert, so gib ihm dein Brod! Wenn er dürstet, so gib ihm zu trinken! Wenn er friert, so laß ihn sich wärmen an deinem Feuer, gib ihm von deinen Kleidern, daß er sich vor der Kälte schützen nnd seine Blöße decken kann. Wenn du etwas Gutes hast und fröhlich bist, so theile davon auch dem Armen mit, damit auch er sich freuen kann! — So will es auch Gott haben; denn Jesus sagte: „Was ihr dem Geringsten unter den Menschen Gutes thut, das habt ihr mir gethan." Und wer sollte nicht gern dem lieben Jesus etwas Gutes thun wollen? — Auch Jesus that den Armen Gutes, wo Er nur immer Gelegenheit fand, und machte es den Menschen zur Pflicht, wohlwollend und liebevoll gegen Arme und Nothleidende zu sein.

Wer dieser Erde Güter hat,
Und sieht den Nächsten leiden,
Und macht den Hungrigen nicht satt,
Läßt Nackende nicht kleiden:
Der übertritt die erste Pflicht,
Und liebet auch den Schöpfer nicht.

* * *

In jedem Orte gibt es auch immer solche Leute, die entweder durch Krankheit oder durch irgend ein anderes Unglück in Armuth und Noth gerathen sind. Oft

hat ein Vater viele Kinder zum Essen und noch keine zum Arbeiten und Brodverdienen. Oft erliegt der Vater oder die Mutter unter der Last und den Sorgen für die nöthigsten Bedürfnisse, wird krank, kann Nichts mehr verdienen, und die ganze Familie muß dann Noth leiden. Und wenn am Ende die Eltern sterben, und die Kinder noch zu schwach oder unvermögend sind, ihre Lebensbedürfnisse selbst zu verdienen, so sind die Kinder vollends in der größten Noth. Solche arme elternlose Kinder (Waisen) müßten nun Hungers sterben, wenn sich gutherzige Leute nicht ihrer annehmen würden.

Arme Leute sind freilich recht übel daran; sie müssen Vieles dulden, Vieles entbehren, oft hungrig zu Bette gehen; ja sie haben sehr oft nicht einmal ein Bett, und müssen auf Stroh schlafen; im Winter oft recht erfrieren, weil sie weder warme Kleidung, noch warme Stuben haben; sie bekommen oft manchen Tag über keinen warmen Bissen zu essen, müssen oft mit hungrigem Magen den ganzen Tag arbeiten, und können sich nicht so viel verdienen, als zur Sättigung und Kleidung der Ihrigen nöthig ist. Manche müssen in einer dürftigen, dumpfen, elenden Hütte wohnen, und sich überhaupt manche Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens versagen. — Wer sollte nun nicht mit dem Armen Mitleid haben? Wer könnte so hartherzig sein, den Armen, der so viel dulden und entbehren muß, zu verachten, oder ihm lieblos und hart zu begegnen?

Doch, auch die Armuth kommt von Gott. Auch Maria, die Mutter des göttlichen Erlösers, und Joseph, sein Pflegvater, waren arme Leute. Und Jesus selbst wollte als ein armes Kind geboren werden, um zu zeigen, daß es noch etwas Besseres gebe, als Reichthum. Er wollte arm sein, um allen dürftigen Menschen ein Beispiel zu geben, wie sie ihre Armuth ertragen sollten. Auch Jesus hatte keine prächtige

Wohnung, kein vornehmes Bett; Er wurde in einem Stalle geboren, und seine erste Lagerstätte war die Krippe. — Maria und Joseph waren mit ihrem Stande zufrieden, sie klagten nicht; sie vertrauten auf Gott und nährten sich durch ihre Handarbeit. — So sollen auch die armen Leute mit ihrem Stande zufrieden sein, und auf Gott vertrauen. Die Reichen sind nicht immer so glücklich, als sie scheinen, und mancher Arme würde sicher nicht mit dem Stande mancher Reichen tauschen mögen, wenn er die Leiden derselben auch immer ganz wissen könnte.

Der unzufriedene Arme.

Ein armer Metzgersknecht ging einmal über Land, um Schlachtvieh zu holen. Er kam müde, staubig, hungrig und verdrossen bei einem Wirthshause an, wo er sich ein Glas Bier und Brod geben ließ, und unzufrieden war, daß er zu arm war, um etwas Besseres zu bezahlen. Kurz darauf rollte eine prächtige Kutsche daher; in dieser saß ein reicher Mann, der sich eine Flasche Wein und ein Stück kalten Braten reichen ließ, welches er in der Kutsche verzehrte. — Der Metzgersknecht sah neidisch und unzufrieden nach der Kutsche hin und dachte: „die reichen Leute, die haben es halt gut; aber so arme Menschen, wie ich bin, die müssen sich den ganzen Tag plagen, hungrig und müde laufen, und haben dann kaum Brod genug zu essen.“ — Der reiche Mann im Wagen merkte dies und sagte: „Hör' Er, möchte Er wohl mit mir tauschen?“ — „Ja, recht gern,“ antwortete der Metzger ohne Bedenken, „steige der Herr nur heraus, und gebe mir Alles, was er hat, ich will ihm auch Alles geben, was ich habe.“ — Sogleich befahl der fremde Herr seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. Aber was gab es da für einen Anblick! Seine Füße

waren gelähmt; er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Leuten so lange halten lassen, bis Krücken herbeigebracht wurden, auf die er sich stützte. „He!" fragte nun der Reiche im Wagen, „hat Er noch Lust, mit mir zu tauschen?" — „Bewahr' mich Gott!" gab der Metzger zur Antwort, um alles Geld in der Welt möchte ich nicht tauschen, meine gesunden Beine sind mir lieber."

Von dieser Zeit an war der arme Metzgersknecht zufriedener mit seinem Stande und mit seiner Armuth. So oft er einen Reichen oder Vornehmen sah, erinnerte er sich immer wieder an den unglücklichen Reichen in der Kutsche, und dankte Gott, daß er doch gesund sei und arbeiten könne.

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast,
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder hat auch seine Last.
Nie schenken Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit;
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.

* * *

Wenn nicht einmal der Reiche des Armen entbehren kann, so kann der Arme des Reichen noch viel weniger entbehren. Mancher Arme müßte sammt seiner Familie Hungers sterben oder vor Kälte erstarren, wenn ihm nicht die Reichern Gelegenheit gäben, sich Etwas zu verdienen. Die Armen haben also den Reichern und Vermöglichern Vieles zu verdanken. Sie sollen daher auch gegen diese dankbar, bescheiden und höflich sein. Der Arme soll sich mit der Gabe, die ihm der Vermöglichere reicht, begnügen, wenn dieselbe auch geringer wäre, als er erwartet hätte. Wer mit Wenigem nicht zufrieden ist, verdient nicht, daß man ihm Viel gebe.

* *

Christoph, ein armer, aber auch sehr ungenügsamer Knabe, kam einst zu einem reichen Wirthe, und bettelte um ein Kleidungsstück. Der Wirth gab ihm einen Ueberrock von einem seiner Söhne, der zwar schon etwas abgetragen, aber doch sonst noch ganz gut war. Der Knabe nahm ihn und eilte damit fort, verhandelte ihn aber an einen andern dürftigen Mann um ein kleines Geldstück, und kaufte sich dafür Naschwerk. Kurz darauf kam er wieder und bettelte um ein Paar Schuhe. Auch diese gab ihm der Wirth. Einige Tage darauf kam er abermals, und bettelte sich eine Kappe. Der Wirth gab sie ihm schweigend, dachte aber bei sich selbst: Jetzt könnte der Knabe doch einmal zufrieden sein. Als aber Christoph bald nachher zum vierten Male kam, und auch noch Beinkleider und Weste verlangte, sprach der Wirth: „Du bist ein sehr ungenügsamer, kecker Bursche. Schon dreimal kurz aufeinander gab ich dir, was du verlangtest, und noch immer bist du nicht zufrieden. Wo hast du den Ueberrock, den ich dir gab? Hätte dieser nicht hingereicht, deine Blöße zu bedecken? — Ich habe es so eben erfahren, daß du denselben verhandelt, und dir Näschereien dafür gekauft hast.“ — Christoph wollte es läugnen, allein der Wirth überführte ihn der Lüge, und Christoph durfte das Haus des Wirthes nicht mehr betreten, bis er sich ganz gebessert hatte.

Es ist eine große Grobheit und Ungezogenheit, wenn arme Leute das, was man ihnen gibt, nicht gut anwenden, und es wohl gar wieder verhandeln und vernaschen; oder wenn sie zu zudringlich sind und die Güte wohlthätiger Menschenfreunde mißbrauchen.

Wer nicht des Gebers Gabe ehrt,
Der ist auch keiner Gabe werth;
Er wird auch selten mehr was kriegen,
Wenn er nicht lernt, sich zu begnügen.

Eben so schändlich ist es aber auch, wenn arme Leute nicht mit ihrem Stande zufrieden sind, und diejenigen beneiden, welche mehr haben oder reicher sind, als sie. Solche Leute sind unzufrieden mit Gott; denn von Gott kommt ja Reichthum und Armuth; Er vertheilt mit weiser Güte seine Gaben. — Wer arm ist, beneide also ja nie die Reichern oder Vornehmern, sondern bedenke, daß es Gottes weiseste Anordnung ist, daß einige Menschen reich, andere arm sein sollen, und daß Gott ja alle Menschen als seine Kinder mit gleicher Liebe umfaßt. — Bist du arm, mein Kind, so sei zufrieden mit deinem Loose, vertraue auf Gott; Er verläßt die Seinen nicht. Denke oft:

Wer fromm ist und auf Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut.
Die Hand, die Raben nährt,
Wird Menschen nicht verstoßen,
Wer groß im Kleinen ist,
Ist größer noch im Großen.

Sei gegen Reichere und Wohlhabende immer gefällig, dienstfertig, liebreich und zuvorkommend. Wo du Jemanden eine Gefälligkeit oder einen Dienst erweisen kannst, so thue es. Laß dir auch manches Unangenehme gefallen; und wenn du auch manchmal fühlen mußt, daß du von den Reichern und Vermöglichern abhängig bist, so bedenke, daß es Gottes Anordnung ist, und tröste dich mit dem Spruch:

Vor Gott sind alle Menschen gleich,
Sie mögen arm, sie mögen reich,
Herr oder Dienstboten sein,
Vor Gott gilt Tugend nur allein.

Mache es nicht jenen Kindern nach, welche meinen, sie müßten Alles haben, was sie bei reichern Kindern sehen. Es wäre recht undankbar und böse von dir gehandelt, wenn du deine Eltern mit Bitten

oder Klagen bestürmen wolltest, daß sie dir auch solche Kleider, solche Spielsachen und solche kostbaren Dinge anschaffen sollten, wie du vielleicht bei den Kindern vermöglicher Eltern zuweilen siehst. Danke Gott und deinen Eltern, wenn du dich alle Tage nur satt essen kannst, sei es auch an trockenem Hausbrod, oder an Kartoffeln; und sei froh, wenn du nur gegen Kälte und Regen geschützt bist, wenn auch dein Kleid nicht kostbar, nicht neu, ja ganz abgetragen und von grobem Zeuge ist.

Sei zufrieden mit dem, was du hast, und bedenke, daß es noch viele tausend Menschen gibt, die nicht einmal so viel haben, als du. Zufriedenheit sei dein Reichthum, Reinlichkeit dein schönstes Kleid, und deine Gesundheit schätze als dein erstes Erdengut.

Zufriedenheit.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin;
Gibt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn,
Und sing' mit dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

So Mancher schwimmt im Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld,
Und ist doch immer voll Verdruß,
Und freut sich nicht der Welt;
Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Klagen still.

Und uns zu Liebe schmücken ja
Sich Wiese, Berg und Wald,
Und Vögel singen fern und nah,
Daß Alles wiederhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bei süßer Ruh.

Drum bin ich froh und lobe Gott,
Und schweb' in hohem Muth,
Und denk': Es ist ein guter Gott,
Er meint's mit Menschen gut.

Drum will ich immer dankbar sein,
Und mich der Güte Gottes freu'n.

* * *

Schluß.

Ein zufriedenes, glückliches Gemeindeleben ist also nur dann in jedem, selbst dem unansehnlichsten und abgelegensten Orte möglich, wenn alle Ortsbewohner, alte und junge, große und kleine, gesunde und kranke, gebrechliche und tüchtige, reiche und arme, in allen Stücken genau und gewissenhaft nach dem Willen Gottes leben, und bei allen ihren Geschäften und Handlungen sich immer auch an das erinnern, was Jesus, der göttliche Lehrer der Menschen, uns als Hauptbestreben anempfohlen hat:

Trachtet hauptsächlich nach dem Reiche Gottes und nach dessen Gerechtigkeit, so wird dies Alles euch als Zugabe werden. (Matth. 6, 33.)

Aussage, und das Ding, von welchem man Etwas aussagt, nennt man Grundgegenstand, weil es der Aussage gleichsam zu Grunde liegt.

b) Wenn ein Gedanke in Worten ausgedrückt ist, wird er ein Satz genannt. Ein Satz ist also ein in Worten ausgedrückter Gedanke. Die Hauptheile eines Satzes sind die Aussage (d. h. das Wort, welches die Aussage enthält) und der Grundgegenstand (d. h. das Wort, welches das Ding bezeichnet, von dem man Etwas aussagt).

§. 23.

Beziehungen der Vorstellungen (Wörter) auf einander.

a) Einzelne Vorstellungen oder Wörter (z. B. Hahn, krähen, Hund, wachsam, Habicht 2c.) sind noch nicht ein Gedanke oder ein Satz. Sie werden erst zu einem Gedanken, indem man sie so auf einander bezieht, daß durch das eine Wort (durch die eine Vorstellung) von dem andern Etwas ausgesagt wird. Z. B. „krähen" wird bezogen auf „Hahn" (der Hahn kräht); „wachsam" wird bezogen auf „Hund" (der Hund ist wachsam); „Raubvogel" wird bezogen auf „Habicht" (der Habicht ist ein Raubvogel); „scheinen" wird bezogen auf „Sonne" (die Sonne scheint); „Blume" wird bezogen auf „Rose" (die Rose ist eine Blume). Die Aussage muß sich immer auf den Grundgegenstand beziehen.

b) Wenn ein Gedanke deutlich in Worten ausgedrückt werden soll, so muß die Beziehung der Wörter auf einander richtig bezeichnet werden. Kleine Kinder, die erst anfangen, reden zu lernen, können die Beziehungen der Wörter auf einander noch nicht gehörig bezeichnen, darum ist ihr Reden auch sehr undeutlich. Sie sagen z. B. Feuer brennen; Suppe heiß; Mutter kommen; Kleid schön u. dgl. anstatt: das Feuer brennt; die Suppe ist heiß; die Mutter soll kommen; das Kleid ist schön u. dgl.

c) Die Beziehung der Aussage auf den Grundgegenstand wird bezeichnet theils durch Endungen an der Aussage selbst, z. B. der Hahn kräh=et; der Baum blüh=et; die Sonne

schein-et (schein-t); theils durch Hülfszeitwörter, z. B. der Hund ist wachsam; der Habicht ist ein Raubvogel. Die Wiese wird grün (die Wiese grün-t).

§. 24.

Von der Aussage.

a) Man kann von einem Dinge (Grundgegenstande) aussagen, 1) was es ist, (z. B. der Hund ist ein Hausthier; die Rose ist eine Blume); 2) wie es ist, (z. B. der Hund ist wachsam; die Rose ist roth); 3) was es thut (z. B. der Hund bellt; die Rose riecht). — Sagt man von einem Dinge aus, was es ist, so wird die Aussage durch ein Dingwort ausgedrückt. Sagt man von einem Dinge aus, wie es ist, so wird die Aussage durch ein Beiwort ausgedrückt. Sagt man von einem Dinge aus, was es thut, so wird die Aussage durch ein Zeitwort ausgedrückt. Die Aussage ist also immer entweder ein Dingwort, oder Beiwort, oder Zeitwort.

b) Die Aussage macht immer den eigentlichen Inhalt eines Satzes (Gedankens) aus. Die Endungen und Hülfszeitwörter, durch welche die Beziehung der Aussage auf den Grundgegenstand bezeichnet wird, richten sich auch in der Zahl nach dem Grundgegenstande, z. B. der Baum blühet (blüht) — die Bäume blühen (blühn); der Hund ist wachsam, — die Hunde sind wachsam.

§. 25.

Von dem Grundgegenstande. Fürwörter.

a) Der Grundgegenstand ist immer ein Ding (eine Person oder Sache), und wird daher meistens durch ein Dingwort ausgedrückt, z. B. der Schüler lernt; die Sonne scheint; das Wasser ist flüssig. — Wenn aber die Person oder Sache, von welcher man Etwas aussagt, schon einmal genannt worden ist, oder wenn dieselbe dem Sprechenden vor Augen steht, so bezeichnet man sie im Verlaufe des Sprechens nicht weiter durch ihren Namen (ein Dingwort), sondern durch eine besondere Art von Wörtern, die man Fürwörter nennt, weil sie für ein Dingwort gebraucht werden. Z. B. der Baum wächst;

er (= der Baum) treibt Zweige und Aeste. Die Sonne geht auf; sie (= die Sonne) strahlet schon freundlich. Das Pferd ist sehr nützlich; es (= das Pferd) dient zum Fahren und Reiten.

b) Weil die Fürwörter für die Dingwörter stehen, so bezeichnet man bei denselben auch das männliche, weibliche und sächliche Geschlecht und die Einzahl und Mehrzahl, wie bei den Dingwörtern, z. B. er, sie, es; — derselbe, dieselbe, dasselbe; — jener, jene, jenes; — dieser, diese, dieses. — Das Fürwort muß immer in dem Geschlechte stehen, welches dem Dingworte zukommt, für welches es gebraucht wird. Z. B. der Baum blüht; er (der Baum) blüht ꝛc.

§. 26.

Von den Nebenbestimmungen im Satze.

a) Die Dinge, welche wir beim Sprechen nennen, müssen oft noch genauer bestimmt werden, z. B. reifes Obst ist schmackhaft; unreifes Obst ist unschmackhaft; die Hufe des Pferdes sind ungespalten; das Kreuz auf dem Thurme ist groß; ein Garten neben dem Hause ist bequem. Die nähere Bestimmung eines Dinges wird theils durch Beiwörter, theils durch Dingwörter ausgedrückt.

b) Auch die Thätigkeiten (das, was die Dinge thun) und die Beschaffenheiten oder Eigenschaften der Dinge (das, wie die Dinge sind) müssen oft näher bestimmt oder ergänzt werden, z. B. der Esel trägt Lasten; das Schaf trägt Wolle; der Frost schadet dem Weinstocke; der Kranke bedarf der Arznei; der Bote ist des Weges kundig; der Wolf ist dem Hunde ähnlich; der Esel geht langsam; die Rose riecht angenehm; der Mond scheint bei Nacht; die Bäume blühen im Frühlinge. — Die nähere Bestimmung eines Beiwortes oder Zeitwortes wird ebenfalls theils durch Beiwörter, theils durch Dingwörter ausgedrückt.

c) Es gibt demnach Nebenbestimmungen der Dingwörter, und Nebenbestimmungen der Zeitwörter und Beiwörter. Jede Nebenbestimmung bezieht sich immer auf ein

Dingwort, oder auf ein Beiwort, oder auf ein Zeitwort; und die Beziehung dieser Nebenbestimmungen wird theils durch Endungen, theils durch die veränderten Geschlechtswörter, theils durch eine besondere Art von Wörtern (die man Vorwörter nennt) bezeichnet, z. B. ein fleißiger Mann arbeitet; eine fleißige Frau arbeitet; ein fleißiges Kind arbeitet; ein Trunk frischen Wassers erquickt den durstigen Wanderer; die Sterne am Himmel glänzen des Nachts (die Sterne des Himmels glänzen bei Nacht); der Weg durch den Wald (der Waldweg) ist kühl.

d) Die Nebenbestimmungen im Satze sind sehr wichtig, weil von denselben nicht nur die Deutlichkeit, sondern auch die Richtigkeit einer Rede (eines Satzes) abhängt, z. B. die Hufe (— ?) sind gespalten; die Hufe (— ?) sind ungespalten; die Zugvögel ziehen (— ?); die Zugvögel kommen (— ?) an. Die Nebenbestimmungen sind auch Satztheile. Man nennt sie Satznebentheile.

§. 27.

Zusammengezogene oder verbundene Satztheile.

a) Zwei oder mehrere Aussagen können auf Einen Grundgegenstand bezogen werden, z. B. die Sonne leuchtet und erwärmt. Die Blume wächst, blüht und verwelkt. Der Hund ist wachsam, treu und gelehrig. David war ein Dichter, Prophet und König.

b) Eine Aussage kann sich auf zwei oder mehrere Grundgegenstände beziehen, z. B. der Mond und die Sonne leuchten. Die Störche, Schwalben und Lerchen sind Zugvögel. Die Luft, das Wasser und das Glas sind durchsichtig.

c) Zwei oder mehrere Nebenbestimmungen können sich auf Ein Dingwort beziehen, z. B. die grüne und die blaue Farbe ist dem Auge angenehm. Es gibt rothe, schwarze und weiße Füchse. Die Schwungfedern der Gänse, Raben und Störche dienen zum Schreiben.

d) Zwei oder mehrere Nebenbestimmungen können sich

auf Ein Zeitwort oder Beiwort beziehen, z. B. der Schlosser verarbeitet Eisen, Stahl und Messing. Der Schüler ist des Lesens und Schreibens kundig. Die Nadelholzwälder sind im Winter und Sommer grün. Die Amphibien leben im Wasser und auf dem Lande. Der Schüler soll langsam, deutlich und mit Ausdruck lesen.

e) Zwei oder mehrere Satztheile, die sich auf einen andern gemeinschaftlichen Satztheil beziehen, heißen zusammengezogene oder verbundene Satztheile, und werden durch eine besondere Art von Wörtern (die man Bindewörter nennt) zu Einer Beziehung verbunden.

V. Aus der Aufsatzlehre.

§. 28.

Von der Beschreibung überhaupt.

a) An jedem Dinge kann man Etwas bemerken. Das, was man an einem Dinge bemerken kann, nennt man Merkmal. Die Merkmale, welche ein Ding durchaus haben muß, um das zu sein, was sein Name sagt, nennt man nothwendige oder wesentliche Merkmale. Die Merkmale, welche ein Ding haben, oder auch nicht haben kann, ohne daß es dadurch etwas Anderes würde, nennt man zufällige oder außerwesentliche Merkmale.

b) Mehrere einzelne Dinge, die gewisse nothwendige Merkmale mit einander gemein haben, nennt man eine Art. Mehrere Arten, welche gewisse Merkmale mit einander gemein haben, nennt man eine Gattung. Jedes einzelne Ding gehört zu irgend einer Art oder Gattung.

c) Man beschreibt ein Ding, wenn man die Gattung angibt, zu welcher dasselbe gehört, und außerdem auch noch andere Merkmale des Dinges aufzählt, durch welche es sich von andern Dingen seiner Art unterscheidet.

d) Bei Aufzählung der Merkmale des Dinges, welches man beschreiben will, muß eine gewisse Ordnung beobachtet und das Gleichartige oder Zusammengehörende auch zusammengestellt werden. Diese Ordnung nennt man Entwurf

oder Anordnung. Bei sehr verschiedenen Dingen ist auch eine verschiedene Anordnung nöthig.

§. 29.

Beschreibung von Geräthschaften, Werkzeugen und größern Theilen einzelner Dinge.

Fragen:	Anordnung:
1) Was ist das Ding?	1) Gattung.
2) Was ist das Ding überhaupt?	2) Beschaffenheiten.
3) Was für Theile hat es?	3) Theile.
4) Woraus (aus was) wird es gemacht?	4) Stoff des Ganzen.
5) Von wem wird es gemacht?	5) Verfertiger.
6) Wozu dient es?	6) Nutzen und Gebrauch.

Beispiel:

Beschreibung eines Stuhles.

1) Der Stuhl ist ein Zimmergeräth.
2) Derselbe ist breit, stark und der Farbe nach weißlich.
3) Er hat einen Sitz, eine Lehne und vier Füße.
4) Er ist von Holz gemacht.
5) Er wird von dem Schreiner oder Tischler verfertigt.
6) Er dient zum Sitzen.

Aufgaben: Beschreibet auf ähnliche Weise: 1) einen Tisch; 2) eine Schiefertafel; 3) die Schulthüre; 4) das Fenster; 5) das Schulbuch; 6) eine Pfanne; 7) eine Wage; 8) einen Zimmerofen; 9) ein Messer; 10) eine Kommode; 11) einen Mantel; 12) einen Leiterwagen; 13) ein Wagenrad; 14) einen Rindviehstall.

§. 30.

Beschreibung von Gebäuden, Ortschaften und Landstücken.

Fragen:	Anordnung:
1) Was ist das Ding?	1) Gattung.
2) Wo befindet es sich?	2) Lage und Gränzen.
3) Wie ist es im Ganzen?	3) Allgemeine Beschaffenheiten.
4) Was für Theile hat es?	4) Bestandtheile.

5) Wem gehört es?	5) Eigenthümer oder Besitzer.
6) Wozu dient es?	6) Nutzen und Gebrauch.
(6) Womit beschäftigen sich seine Bewohner?)	(6) Beschäftigung der Bewohner).

Beispiel:

Beschreibung eines gewissen Hauses.

1) Dieses Haus ist ein zweistockiges Gebäude. 2) Dasselbe liegt an der Hauptstraße des Ortes und ist von zwei Seiten mit einem Garten umgeben. 3) Es ist neu, hoch, geräumig und massiv. 4) Es hat vier heizbare Zimmer, fünf Kammern, eine Küche, einen Kaufladen, einen gewölbten Keller, einen Fruchtboden, einen Taubenschlag, einen Geflügelstall, zwei Kamine und einen Blitzableiter. 5) Es gehört dem Kaufmann Walter von hier. 6) Es dient zum Wohnen und zum Aufbewahren der Hausgeräthe und Handelswaaren.

Aufgaben: Beschreibet auf ähnliche Weise: 1) das Schulhaus, 2) die Kirche, 3) unsern Wohnort, 4) euer Wohnhaus, 5) einen Garten, 6) einen Wald, 7) eine Schzuer (Scheune).

§. 31.

Beschreibung der Thiere.

Fragen:	Anordnung:
1) Was ist das Thier?	1) Gattung.
2) Wo hält es sich auf?	2) Aufenthaltsort.
3) Wie ist es beschaffen?	3) Gesittung und Eigenschaften.
4) Was für Körpertheile hat es?	4) Körpertheile.
5) Wovon lebt es?	5) Nahrung.
6) Was nützt oder schadet es?	6) Nutzen oder Schaden.

Beispiel:

Beschreibung des Schafes.

1) Das Schaf ist ein vierfüßiges Hausthier. 2) Dasselbe wird von den Menschen gepflegt und hält sich meistens auf der Weide auf. 3) Es ist geduldig, sanft, gutmüthig und wehrlos. 4) Es hat einen zugespitzten Kopf, einen rundlichen Leib, schwache Füße, gespaltene Hufe, einen dicken herabhängenden Schwanz und Wolle anstatt der Haare. 5) Es nährt

sich von Gräsern, Wurzeln, Kräutern und leckt besonders gern Salz. 6) Es nützt dem Menschen durch seine Wolle, sein Fleisch, seine Gedärme, seine Haut und seinen Dung.

Aufgaben: Beschreibet auf ähnliche Weise: 1) das Schwein, 2) die Ziege, 3) die Kuh, 4) das Pferd, 5) den Esel, 6) die Katze, 7) den Pudelhund, 8) den Hasen, 9) den Hirsch, 10) den Marder, 11) die Henne, 12) die Gans, 13) die Ente, 14) den Storch, 15) den Wasserfrosch, 16) den Krebs, 17) die Biene.

§. 32.

Beschreibung der Pflanzen.

Fragen:	Anordnung:
1) Was ist die Pflanze?	1) Gattung und Art.
2) Wo wächst sie?	2) Standort und Boden.
3) Was für Theile hat sie?	3) Pflanzentheile.
4) Wann blüht und reift sie?	4) Zeit der Blüthe und Reife.
5) Wie wird sie fortgepflanzt?	5) Fortpflanzungsart.
6) Wozu dient sie?	6) Nutzen und Gebrauch.

Beispiel:

Beschreibung des Apfelbaumes.

1) Der Apfelbaum ist ein Kernobstbaum. 2) Derselbe wird in Gärten, Straßen und in Feldern gepflanzt. 3) Er hat eine tiefgehende Pfahlwurzel, mehrere Seitenwurzeln, einen dicken holzigen Stamm, viele fast halbkugelförmig ausgebreitete Aeste, wollichte blaßgrüne Blätter, röthlich weiße Blüthen, und meist rundliche, am Stiele eingedrückte Früchte (Aepfel). 4) Er blüht im Anfange des Monats Mai, und seine Früchte reifen im Sommer oder Herbste. 5) Er wird durch edle Aepfelkerne und durch Propfen oder Pelzen fortgepflanzt. 6) Die Aepfel werden roh, getrocknet und gekocht gegessen, oder zu Aepfelwein (Aepfelmost) verwendet, und das Holz dient zum Brennen und als Werkholz.

Aufgaben: Beschreibet auf ähnliche Weise: 1) den Pfirsichbaum, 2) die Eiche, 3) die Birke, 4) die Buche, 5) die Tanne, 6) den Wachholderstrauch, 7) den Schlehdorn, 8) den Reps, 9) den Flachs, 10) den Roggen, 11) den Knoblauch.

21

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Wohnort ein Lehr- und Lesebuch für die erste Klasse der Elementarschü
ler auf dem Lande und in kleinern Städten : eine gekrönte Preisschrift

Reutlingern 1839

Bamberg, Staatsbibliothek -- Paed.o.140-e
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11845441-4